Ausgabe B
Vertr.-Kennz. 1 J 5527 E

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 9 | September 1960 | Einzelpreis 0,50 DM / 11. Jahrgang

Fehlgeschlagene Entwässerungspläne

Auf 7 Millionen ha Land sind Meliorationen erforderlich

Während die polnische Propaganda nicht müde wird zu behaupten, die deutschen Ostgebiete seien bis Ende des zweiten Weltkrieges von den deutschen Regierungsstellen laufend vernachlässigt und „lediglich ausgebeutet" worden, zollt das Allensteiner Parteiorgan „Glos Olsztynski" den deutschen Leistungen in Südostpreußen hohes Lob und volle Anerkennung.

Das Blatt schreibt, die deutschen Behörden hätten den überwiegenden Teil der Ackerflächen und der Wiesen und Weiden in Ostpreußen melioriert und dabei „keine Aufwendungen an Geldmitteln gescheut". Die von ihnen geschaffenen Einrichtungen und Anlagen hätten gut funktioniert, weil sie beständig gepflegt worden seien. Ihre Pflege und Unterhaltung sei jedoch in den letzten Kriegsjahren und in den ersten Jahren nach dem Kriege unterblieben, was zum Verfall der Entwässerungseinrichtungen geführt und damit wiederum zum Absinken der Ernteerträge beigetragen habe.

Demgegenüber stellt das polnische Parteiorgan „Glos Szczecinski" die weitgehende Erfolglosigkeit der seit 1945 in Pommern durchgeführten Entwässerungsmaßnahmen fest. Das Blatt schreibt, es werde nicht mehr geerntet als vor Ausführung der Entwässerungsarbeiten, weil bis zum Jahre 1960 nur ein geringer Teil der meliorierten Flächen „voll" bewirtschaftet worden sei. Die Meliorationen und die Bewirtschaftung der entwässerten Flächen mit der Unterhaltung der Anlagen seien niemals „Hand in Hand gegangen". Da die Pläne zur laufenden Unterhaltung der Einrichtungen nur zu 50—60 v. H. erfüllt würden, müßten bereits jetzt mehr als 30. v. H. der bisher schon einmal vorgenommenen Meliorationen wiederholt werden. Alljährlich gingen über 50 000 dz wertvolles Heu auf dem größten Wiesenkomplex in der „Wojewodschaft" Stettin verloren, der in einer Größe von 5570 Hektar zwischen den Oderarmen liegt.

Der Warschauer Zeitung „Slowo Powszechne" zufolge muß eine Fläche von nicht weniger als sieben Millionen Hektar Ackerland in Polen und in den Oder-Neiße-Gebieten melioriert werden. Auf 4,2 Millionen Hektar ist dabei eine Erneuerung der alten bzw. der Einbau neuer Drainagen erforderlich. Wie das polnische Blatt schreibt, sind von 1945 bis 1960 insgesamt nur 400 000 Hektar melioriert worden. Nach einer Entwässerung des gesamten Ackerlandes könnten 1,4 bis 1,5 Mill. Tonnen Getreide mehr geerntet werden. Diese Menge entspreche nahezu dem bisherigen Importbedarf an Getreide, der — der Warschauer Zeitung zufolge — nicht nur eine „große Belastung" des polnischen Staatshaushalts bedeute, sondern auch ein „großes gesellschaftspolitisches Risiko" darstelle und nicht zuletzt eine Frage des polnischen „Prestige" sei.



Elbing heute *Ein trauriger Anblick bietet sich dem Besucher von Elbing durch das Marktior auf die Steinwüste der restlos vernichteten Altstadt. Der Wiederaufbau geht nur langsam vonstatten.*

Foto: Schneege

Propagandaschau in der Marienburg

Sogenannte „Keimzelle" eines künftigen Slawischen Museums

In der Marienburg ist in etwa zehn Sälen, die wiederaufgebaut wurden, eine Ausstellung eröffnet worden, die den „Kampf des Slawentums gegen den germanischen Ansturm in der tausendjährigen polnischen Geschichte" darstellen soll.

Wie die polnische Presse berichtet, werden zahlreiche Dokumente zur Geschichte des angeblichen „Überfalls" des Deutschen Ritterordens auf Ost- und Westpreußen sowie Fotokopien von Schriften ausgestellt, aus denen die „Unterdrückung, Liquidierung und Germanisierung" der polnischen und litauischen Bevölkerung Ostpreußens zu ersehen sein soll.

Porträts vieler polnischer Könige und der Marienburger „Wojewoden" schmückten wieder die Säle des Ordensschlosses, und neben polnischen Ritterrüstungen, polnischen königlichen Wappen, zahlreichen Gobelins und Werken der polnischen Kunst seien auch Schiffsmodelle der Danziger Flotte zu sehen. Eine besondere Abteilung bestehe aus einer Sammlung von historischen Dokumenten, so von jetzt erst aufgefundenen Schriften, die im Zusammenhang mit der Volksabstimmung im Ermland und in Masuren vor 40 Jahren stehen.

Die Ausstellung wird in Berichten der polnischen Presse als „Keimzelle" des Slawischen Museums bezeichnet, das in den Räumen des Ordensschlosses entstehen soll.

Brachland bedingt erhöhte Getreideimporte

In den nächsten fünf Jahren werde die Volksrepublik Polen — die über die einst hochentwickelten agrarischen Überschußgebiete Ostdeutschlands verfügen kann — gezwungen sein, alljährlich zwei Millionen Tonnen Getreide einzuführen, stellte der leitende polnische Parteisekretär Tomaszewski auf einer Funktionärsversammlung in Allenstein fest. Nach Mitteilung des polnischen Funktionärs wurden in den Jahren 1956 bis 1959 — also in jenen Jahren, in denen nach Behauptungen der polnischen Propagandaagenturen ein allgemeiner Wirtschaftsaufschwung erfolgt sein soll — über 5,6 Millionen Tonnen Getreide importiert.

Nach den Ausführungen Tomaszewskis sollen folgende Maßnahmen ergriffen werden, um die Getreideproduktion im polnisch verwalteten Ostpreußen zu erhöhen: 1. Bewirtschaftung „freier Böden" des Staatlichen Bodenfonds (d. h. von Land, das zum Verkauf gestellt wurde, wofür aber keine Käufer zu finden sind); 2. eine „bessere Bewirtschaftung" der minderen Böden; 3. eine Verkleinerung der „schwarzen und grünen Brachen" (d. h. des Brachlands, das entweder überhaupt nicht oder nur als Hutung genutzt wird) sowie 4. eine Verminderung der mit Hafer bestellten Ackerflächen zugunsten einer Erhöhung des Roggen-Anbaus.

Sieben Küstenstädte ohne Industrie

Sieben Städte im Danziger und pommerschen Küstengebieten besitzen nicht einen einzigen Industriebetrieb, und die restlichen Städte in diesem Gebiet sind in einem „viel geringeren" Umfange mit Betrieben der Industrie ausgestattet als die Städte in Polen. Das erklärte kürzlich in Danzig der polnische Wirtschaftsexperte Dr. Podoski, wobei er dem Wunsche nach einer Vergrößerung der „industriellen Investitionen" im Danziger Küstengebiet Ausdruck gab. Es sei die wichtigste Forderung, daß in Zukunft ein Teil der gesamten polnischen Investitionen in das Küstengebiet von Danzig und Pommern geleitet würde.

Eine polnische Wirtschaftskommission, die ein Programm zur „Entwicklung" und „Bewirtschaftung" der Küstenregion erstellt hat, bezeichnete es als dringend erforderlich, daß insbesondere die Landwirtschaft „entwickelt" und die Industrialisierung gefördert wird.

Übermäßige Liegezeiten in den Häfen

Die einlaufenden Frachtschiffe müssen häufig in den Häfen Gdingen, Danzig und Stettin lange Liegezeiten verbringen, weil die vorhandenen Umschlagseinrichtungen und sonstigen technischen Anlagen nicht ausreichen, um eine rasche Abfertigung der Schiffe sicherzustellen. Das wurde auf einer Sitzung mitgeteilt, die kürzlich beim „Wojewodschafts"-Komitee der Polnischen Vereinigten Arbeiterparteien in Danzig stattfand und auf der die Verkürzung der Liegezeiten der Schiffe in den Häfen als das wichtigste Erfordernis bezeichnet wurde. Wie die Parteizeitung „Glos Wybrzeza" in ihrem Bericht über die Sitzung mitteilt, wurde in diesem Zusammenhang von Funktionären der Schiffahrtslinie PLO auf die großen Verluste hingewiesen, die infolge der außerordentlich langen Liegezeiten der Schiffe in den Häfen entstehen: Sie wurden auf 800 Dollar täglich je Schiff beziffert. Dabei handelte es sich im Jahre 1959 allein bei den PLO-Schiffen um ca. 2500 Liegetage. Eine Verkürzung der Liegezeiten um nur 20 v. H. würde bei dem derzeitigen Schiffsbestand der Linie PLO eine Ersparnis von 10 Millionen Zloty jährlich bedeuten.

Zarenschätze in Ostpreußen?

Der während des Krieges von deutschen Besatzungsbehörden abtransportierte „Bernstein-Saal" der Sommerresidenz des russischen Zaren bei Leningrad, soll, so haben jahrelange Nachforschungen ergeben, in den Kellern von Schloß Wildenhof in Ostpreußen verborgen sein. Von dem Schloß ist nur ein Trümmerhaufen geblieben. Die sowjetischen Behörden von Königsberg haben sich an die polnischen Behörden mit der Bitte gewandt, in Wildenhof Nachforschungen anzustellen.

Wilderer an Ostpreußens Seen

Die Wilderer an Ostpreußens Seen und Teichen betätigen sich gegenwärtig — wie aus polnischen Presseberichten hervorgeht — in einem kaum jemals zuvor verzeichneten Umfang. Insbesondere sind in den letzten Wochen in flachen Gewässern zahllose Hechte mit Stöcken erschlagen oder auf sonstige Art und Weise getötet worden. Allein im Bereiche der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft Rehden, Kr. Mohrungen, beteiligten sich weite Kreise der zugewanderten Bevölkerung an einem regelrechten Vernichtungsfeldzug gegen die Hechte, ohne daß es gelungen wäre, diesem Treiben Einhalt zu gebieten.

Zahl der Kolchosen verdoppelt

In Polen und in den polnisch verwalteten Ostgebieten sind in den ersten fünf Monaten dieses Jahres 232 neue Kolchosen gegründet worden, während die Zunahme im ganzen Jahre 1959 245 Kolchosen betrug. Damit bestanden Ende Mai dieses Jahres insgesamt 2132 Kolchosen in der polnischen Landwirtschaft, wie der Vorsitzende des „Landesrats" des „Produktionsgenossenschaftswesens" kürzlich auf einer Tagung in Warschau mitteilte. Die Zahl der polnischen Kolchosen hat sich demzufolge seit der Auflösungswelle, die nach dem Oktober 1956 als Folge der von Gomulka verkündeten „liberaleren" Agrarpolitik einsetzte, wieder mehr als verdoppelt. Rund 900 Kolchosen waren damals übriggeblieben.

Scheu vor langfristigen Investitionen

Polnische Siedler verzichten auf staatliche Kredite trotz weiterer Erleichterungen

Entgegen allen Bemühungen der polnischen Verwaltung der Oder-Neiße-Gebiete, das „Gefühl der Vorläufigkeit", d. h. das Empfinden politischer Unsicherheit, unter den polnischen Siedlern zu beseitigen, stellt sich nun heraus, daß diese Siedler nach wie vor weithin jede langfristige Investition vermeiden, weil sie an einem dauernden Verbleib der deutschen Ostprovinzen unter polnischer Verwaltung zweifeln.

Nach einem eingehenden Bericht des „Glos Szczecynski" nehmen die polnischen Bauern nicht einmal die zu günstigen Bedingungen angebotenen und reichlich vorhandenen staatlichen Kredite für Bauvorhaben und Gebäudeinstandsetzungen in Anspruch. Nach dem polnischen Bericht haben in der „Wojewodschaft" Stettin im gesamten Jahre 1959 nur 40 Bauern solche staatlichen Kredite angenommen. 25 von ihnen verwendeten sie nur für notwendige Instandsetzungen, so daß dort allein 15 polnische Bauern auf diese Weise Neubauten finanziert haben. „Glos Szczecynski" beklagt denn auch die „unverständliche Säumigkeit der polnischen Siedler bei der Inanspruchnahme staatlicher Kredite und sagt voraus, daß die Kreditmöglichkeiten anscheinend auch in diesem Jahre nicht genutzt werden dürften, obwohl die Kreditgewährung weiterhin erleichtert worden ist. Die Inanspruchnahme staatlicher Kredite wird nun auch in der Form propagiert, daß angekündigt wird, der Staat müsse demnächst die hierfür bereitgestellten Mittel kürzen. Die in Breslau erscheinende „Gazeta Robotnicza" gab bekannt, daß in den künftigen Jahren Geldmittel allein für die Ausführung dringlichster Bauvorhaben und Instandsetzungsarbeiten ausgeschüttet werden sollen und die staatlichen Kredite dann nur noch in einem bestimmten Verhältnis zu eigenen finanziellen Leistungen der Siedler gewährt werden würden.

700 000 ha im „Staatlichen Bodenfonds"

Der Staatliche Bodenfonds verfügt noch in Polen und in den Oder-Neiße-Gebieten über mehr als 700 000 Hektar Grund und Boden. Über diese riesigen Landflächen ist bisher noch keine für die Dauer gültige Entscheidung getroffen worden, berichtet das Organ der Bauernpartei, „Zielony Sztandar". Das polnische Bauernorgan erörtert eingehend die letzte Verordnung des Landwirtschaftsministers über eine Verpachtung von Grundstücken aus dem Bodenfonds.

In der Verordnung wird ausdrücklich verfügt, daß solche Personen nicht als Pächter von Grundstücken des Bodenfonds auftreten können, die bereits früher auf ihre landwirtschaftlichen Grundstücke „verzichtet" oder ein Pachtgrundstück des Bodenfonds „eigenmächtig und nicht termingerecht" verlassen haben. Auch hierdurch wird die Tatsache der starken Landflucht und der Abwanderungserscheinungen vornehmlich in den Oder-Neiße-Gebieten unterstrichen.

Kurzmeldungen aus der Heimat

Fernsehsender Allenstein

Die mehrfach vergeblich erwartete Eröffnung des Fernsehbetriebes in Alleinstein im polnischbesetzten Ostpreußen ist nunmehr auf den kommenden Sommer verschoben worden.

Alkoholverbrauch zurückgegangen

Der offizielle Alkoholverbrauch im polnisch verwalteten Teil Ostpreußens ist im vergangenen Jahre um 17 Millionen auf 550 Millionen Zloty zurückgegangen. Über den Umsatz von selbstgebrannten Spirituosen liegen keine Ziffern vor.

Sondermarke Ortelsburg

Anläßlich der bevorstehenden 600-Jahr-Feier der ostpreußischen Stadt Ortelsburg will die polnische Postverwaltung eine Sonderbriefmarke herausbringen.

Zu wenig Krankenbetten

In Memel, der sowjet-litauisch besetzten ostpreußischen Hafenstadt, macht sich der Bettenmangel in den Krankenhäusern bedrohlich bemerkbar. Erweiterungsbauten mit höchstens 300 Betten sind „für die nächsten Jahre" geplant.

Fuchssterben durch Seuche

Nach einer Meldung der Zeitung „Glos Olsztynski" verringert sich in Ostpreußens Wäldern ständig die Zahl der Füchse. Man nimmt an, daß eine bis jetzt unbekannte Seuche das schnelle Fuchssterben bewirkt.

Neues Wappen für Lyck

Das Stadtwappen von Lyck soll geändert werden. Statt des bisherigen Januskopfes soll ein springender Hirsch die Stadt symbolisieren.

Segelschiff gefunden

Ein Segelschiff aus dem 18. Jahrhundert wurde bei Baggerarbeiten in der Danziger Bucht gefunden. Das historisch interessante Wrack liegt in 60 Meter Tiefe.

Wolfsplage hält an

Im Grenzbereich der östlichen Kreise des von Polen besetzten Ostpreußens grassiert die Wolfsplage. Im Dorfe Bor wurden 15 Personen durch Wolfsbisse schwer verletzt.

Verkehrspanne in Allenstein

Der zur Zeit u. a. mit Oberleitungsbussen durchgeführte Verkehr in Allenstein ist auf die Dauer nicht durchführbar, da die Beschaffung der Ersatzteile für die Obusse zu große Schwierigkeiten macht.

Feldschere statt Ärzte

Im polnisch besetzten Teil Ostpreußens praktizieren vielfach an Stelle von approbierten Ärzten sogenannte Feldschere, da Ostpreußen wie auch die anderen deutschen Ostprovinzen von den polnischen Akademikern gemieden wird.

Privatgaststätten

Die Zahl der privaten Betriebe des Gaststättengewerbes hat sich in den letzten zwei Jahren in den Oder-Neiße-Gebieten um 52 Prozent verringert. Während im Jahre 1957 in den polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen noch 882 private Gaststätten und Speiselokale bestanden, sind davon bis zum Juni 1959 nur 426 übriggeblieben.

Verschönerungs-Aktion in Ostpreußen

Ruinen entstellen das Land — „Ordnungs-Komitees" eingesetzt

Nahezu in jedem Dorfe Südostpreußens stößt man, „Glos Olsztynski" zufolge, auf „entstellende" Ruinen und Fundamente von Gebäuden, die durch Kriegseinwirkung zerstört oder erst nach dem Kriege von polnischen Plünderern teilweise abgerissen wurden.

Nachdem vor mehreren Monaten die Bevölkerung der „Wojewodschaft" Allenstein zu einer umfassenden „Aktion" aufgerufen wurde, die den Zweck verfolgte, u. a. anläßlich der „Grunwald"-Feiern auf dem historischen Schlachtfeld von Tannenberg Südostpreußen in ein „schönes, kulturelles und ästhetisches" Land zu verwandeln, sei die Einwohnerschaft nicht überall zur Trümmerbeseitigung geschritten. Unter den polnischen Neusiedlern sei der Spruch „weit verbreitet": „Warschauer Stellen haben die Ziegelsteine von hier fortgeholt, nun sollen sie sich auch noch die restlichen Trümmer und den Schutt holen."

Das polnische Parteiorgan bemerkt hierzu, es handele sich „zweifellos" um eine „begreifliche" Erscheinung; denn man habe der Frage des Aussehens der Dörfer viele Jahre lang „keine Beachtung" geschenkt, und schließlich habe sich die gesamte Bevölkerung an den „Zustand der Unordnung gewöhnt". Nunmehr falle es den zuständigen Stellen schwer, in kurzer Zeit in den Menschen den Sinn für Ordnung zu erwecken. Wie das polnische Organ schreibt, gibt es freilich noch einen anderen Grund für die Erfolglosigkeit der angeordneten „Aktion": In vielen Fällen haben die örtlichen „Ordnungs-Komitees" infolge des Mangels an den „allernotwendigsten" Materialien, wie Zement, Ölfarbe usw., vor den Schwierigkeiten „kapituliert".

Paris: „Regelung des Grenzproblems nur in einem Friedensvertrag!"

In der Bundeshauptstadt ist es begrüßt worden, daß ein Sprecher der französischen Regierung auf der Pariser Pressekonferenz vom 26. August 1960 zur — bisher nicht veröffentlichten — französischen Antwortnote auf die „Fragebogen-Aktion" des polnischen Außenamtes folgendes erklärt hat:

„Die französische Antwortnote an Polen enthält kein neues Element. Sie beschränkt sich zunächst darauf, daran zu erinnern, daß die französische Regierung bei mehreren Gelegenheiten ihre Stellungnahme zu dieser Frage zum Ausdruck gebracht hat. Sie weist sodann darauf hin, daß sich die Bundesrepublik durch die Pariser Abkommen von 1954 verpflichtet hat, die bestehenden Grenzen nicht mit Gewalt zu verändern. Es geht natürlich aus dieser Note hervor, daß die endgültige Regelung des Problems der Grenzen Deutschlands allein im Rahmen eines Friedensvertrages erfolgen kann." (Il resulte naturellement de cette note que le règlement définitif du problème des frontières de l'Allemangne ne pourrait intervenir que dans le cadre d'un traitè de paix.)

Die Antwort wurde von dem Leiter der Presseabteilung des Quai d'Orsay, M. Baraduc, auf die Frage eines deutschen Pressekorrespondenten erteilt.

Warschau bittet Ost-Berlin um Hilfe

Umsiedler können ohne Schwierigkeiten in die Heimat zurückkehren

Die Anfang August überraschend in Ostberlin aufgenommenen „Konsultationen" zwischen Warschau und Ostberlin sollen, wie von der polnischen Botschaft in Ostberlin offiziell mitgeteilt wurde, fortgesetzt werden. An der ersten „Konsultation" zwischen dem polnischen Außenminister Adam Rapacki und dem Sowjetzonen-Außenminister Lothar Bolz nahmen außerdem der polnische Botschafter in der Sowjetzone, Roman Piotrowski, der sowjetzonale Botschafter in Warschau, Josef Hegen, und der Abteilungsdirektor im Warschauer Außenministerium, Lobodycz, teil.

Wie verlautet, haben die polnischen Gesprächspartner die Sowjetzonenbehörden in Ostberlin erneut um eine „aktive Unterstützung beim Aufbau der polnischen West-Gebiete" gebeten; auch sei gewünscht worden, wird von polnischer Seite erklärt, daß die Sowjetzonenbehörden denjenigen Deutschen, die vor einiger Zeit aus den Oder-Neiße-Gebieten in die Sowjetzone umgesiedelt seien und die jetzt die Absicht geäußert hätten, wieder in die Oder-Neiße-Gebiete zurückzukehren, „keine Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Ausreisevisa mehr bereiten". Die sowjetzonalen Gesprächspartner haben daraufhin geäußert, sie würden diesem Problem künftig „volle Aufmerksamkeit widmen".

Zahlreiche Wasserleitungen verfielen

Rund 550 Gemeindewasserleitungen in Dörfern der polnisch verwalteten deutschen Ostprovinzen sind infolge verschiedener Beschädigungen immer noch gänzlich außer Betrieb, oder es ist zum mindesten eine mehr oder weniger umfangreiche Instandsetzung erforderlich. Der polnischen Zeitschrift „Wies Wspolczesna" zufolge befinden sich die meisten noch nicht wieder reparierten Wasserleitungen in den „Wojewodschaften" Breslau, Grünberg, Oppeln, Danzig und Köslin. In der „Wojewodschaft" Grünberg wurden von insgesamt 118 Dorfwasserleitungen bisher nur 18 und in der „Wojewodschaft" Breslau von insgesamt 133 Leitungen nur vier instandgesetzt. Ein wenig besser ist das Verhältnis in den restlichen deutschen Ostgebieten. „Wies Wspolczesna" bemerkt hierzu, vor 1958 hätten die Warschauer Regierungsstellen die Frage einer Reparatur der beschädigten Wasserleitungen in den „Westgebieten" überhaupt nicht behandelt. Erst späterhin habe sich das polnische Parlament mit dem Problem befaßt und größere Mittel für diesen Zweck bereitgestellt. Infolge des gegenwärtigen Zustandes der meisten Wasserleitungen sei die Wasserversorgung in den Dörfern der Oder-Neiße-Gebiete noch immer unzureichend.

Raubwirtschaft in Ostpreußens Wäldern

Der Raubbau in den staatlich verwalteten Wäldern Südostpreußens hält an. Wie aus einem Bericht über die Ausführung des Wirtschaftsplans für die „Wojewodschaft" Allenstein hervorgeht, sind im Laufe von drei Quartalen des Wirtschaftsjahres 1959/60 ca. 1 544 000 Festmeter Holz, d. h. 2,5 % mehr als im gleichen Zeitraum des vorangegangenen Wirtschaftsjahres, in den Staatsforsten eingeschlagen worden. Bereits zur vorjährigen Einschlagmenge hatte die polnische Presse geschrieben, daß es sich um einen Raubbau in der Holzwirtschaft handele, da bedeutend mehr Holz eingeschlagen werde, als forstwirtschaftlich zu verantworten sei.

250 Zeitschriften liquidiert

Im Laufe der letzten zwei Jahre wurden 250 Zeitschriften in der Volksrepublik Polen liquidiert, schreibt das Blatt der polnischen Emigranten in Frankreich, „Narodowiec". Diese Liquidierung, die unter dem Vorwand der Sparsamkeit betrieben worden sei, habe hauptsächlich Monats- und Halbmonatszeitschriften betroffen. Die Mitteilung des polnischen Emigrantenblattes ist wegen der erst kürzlich vom Warschauer Ministerpräsidenten verfügten neuen Restriktionen für die polnische Presse von besonderem Interesse. Auch diese Maßnahme ist damit begründet worden, daß Papiereinsparungen erforderlich seien.

Zuwanderung von Vertriebenen

Im Zeitraum der letzten fünf Jahre — also von 1955 bis 1959 — sind insgesamt 388 084 Vertriebene aus der Sowjetzone und dem Sowjetsektor von Berlin in das Bundesgebiet und nach West-Berlin zugewandert. Davon waren 176 852 Männer. Im gleichen Zeitabschnitt sind 31 761 Vertriebene, von denen 16 204 Männer waren, aus dem Bundesgebiet und West-Berlin in die Sowjetzone und den Sowjetsektor von Berlin gegangen. Daraus ergibt sich ein Zuwanderungsüberschuß von 356 323 Vertriebenen (und von 160 648 vertriebenen Männern) für die Bundesrepublik.



Schriftleitung: E Knobloch. Verlag: Eichland-Verlag Göttingen Maschmühlenweg 8/10 Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032 Postscheckkonto Hannover 126 725. J. Guttenberger Braunschweig

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A – Allgemeine Ausgabe Ausgabe B – mit Königsberger Neue Zeitung Ausgabe C – mit Neue Ermländische Zeitung – erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1.50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung, in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22. Tel.: 37 68. Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

PRESSESPIEGEL

Prof. Jaspers und die Wiedervereinigung

„Die von Professor Karl Jaspers vorletzte Woche in einem Fernsehinterview zum Ausdruck gebrachten Gedankengänge zur Frage der Wiedervereinigung Deutschlands haben jetzt auch in England ein Echo gefunden. Der deutsche Philosoph hatte bekanntlich erklärt, die Forderung nach der Wiedervereinigung Deutschlands sei unrealistisch und das Deutschland Bismarcks gehöre unwiderruflich der Vergangenheit an. Dieses Deutschland sei von Hitler zerstört worden. Für das Dritte Reich seien alle Deutschen, die nicht auswanderten oder sich dem nationalsozialistischen Regime widersetzten, politisch verantwortlich. Sie müßten daher auch bereit sein, die politischen Konsequenzen zu tragen. Der Weg zur Befreiung Mitteldeutschlands sei nicht die Wiedervereinigung, sondern die Errichtung eines unabhängigen, neutralen Staates mit einer demokratisch gewählten Regierung nach dem Muster Österreichs. Auf diese Art könnten die Deutschen der Zone befreit werden; die Spaltung Deutschlands müsse jedoch als unabänderliche Folge des Krieges hingenommen werden.

Man wird sich daran erinnern, daß Sebastian Haffner im Londoner „Observer" vor einiger Zeit einen ähnlichen Vorschlag zur Errichtung eines unabhängigen neutralen Preußens auf dem Gebiet der Ostzone mit Berlin als Hauptstadt machte, über den in der „Brücke" berichtet wurde. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die beiden Vorschläge nicht völlig unbeeinflußt von einander sind. Während sich die Londoner „Times" darauf beschränkt, über die Ausführungen von Professor Jaspers zu berichten — wobei sie bemerkt, daß die Professoren der Bundesrepublik der Bonner Regierung oft Anlaß gegeben haben zu bedauern, daß das Prestige der führenden Akademiker in der deutschen Öffentlichkeit so hoch ist —, setzt sich der „Guardian" etwas kritischer mit diesen Vorschlägen auseinander. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß sie eine leidenschaftslose Diskussion wert wären, da die Deutschen östlich der Elbe auf diese Art zumindest ihre Freiheit erlangen könnten, wie schmerzlich auch die Aufgabe der Forderung nach Wiedervereinigung wäre. Der „Guardian" gibt allerdings auch den Stimmen der Kritik Raum, die sich gegen die Ausführungen von Professor Jaspers in Deutschland erhoben hatten. Danach sei es schlechte Metaphysik, die Entscheidungen des Kremls mit dem Urteil der Geschichte über das deutsche Volk zu verwechseln. Wenn es unrealistisch ist, die Wiedervereinigung anzustreben, so ist es vielleicht noch unrealistischer zu glauben, die Deutschen östlich des Eisernen Vorhangs können ihre Freiheit ohne Wiedervereinigung erlangen. Und wenn sie doch die Freiheit erlangten, so wäre es schwer, sie daran zu hindern, die Wiedervereinigung mit ihren Landsleuten anzustreben.

Der Vorschlag von Professor Jaspers läuft darauf hinaus, zwei Klassen von Völkern zu schaffen: solche, die im Besitz aller Rechte sind, darunter selbst zu bestimmen, in was für einem Staat — und in wieviel Staaten — sie leben wollen, und solche, die nicht alle diese Rechte besitzen. Selbst wenn man die politische Verantwortung jener Deutschen, die Hitler in den Sattel halfen und jener, die sich ihm später nicht widersetzten, nicht bestreitet, ist es schwer einzusehen, wie durch die Schaffung dieser zwei Klassen von Völkern der Sache des Friedens und der Freiheit gedient werden kann. Außerdem haben die Kommunisten die nationalsozialistischen Verbrechen bisher in der Hauptsache dazu ausgenützt, um damit ihre eigenen Gewalttaten und die Unterdrückung einer Reihe von Völkern zu rechtfertigen. Kann man glauben, daß die Sowjetunion ihre Herrschaft über die Ostzone nur aus Gründen der eigenen Sicherheit aufrechterhält? Ist es nicht vielmehr die Absicht der Kommunisten, damit Deutschland und Europa aus den Angeln zu heben? Würde daher ein deutsches Angebot, die deutsche Einheit sozusagen auf dem Altar der Völkerverständigung zu opfern, nicht nur dem Zweck dienen, die sowjetische Fremdherrschaft über die Völker Osteuropas zu festigen?

Soweit die Auffassungen von Professor Jaspers der deutschen Selbstkritik dienen, soll ihnen die Anerkennung nicht versagt sein. Aber sie sind nicht praktische Politik. Und der deutschen Demokratie tut man keinen Dienst, wenn man sie daran hindern will, für berechtigte deutsche Interessen nach besten Kräften und nach bestem Vermögen einzutreten."

Dr. H. Hillmann-London in DIE BRÜCKE, München

Im übrigen, Herr Professor . . .

„Im übrigen: Die Wiedervereinigung ist nicht primär eine Frage des Rechtes. Auf ein gutes Recht kann man in der Politik noch so lange pochen, sie kann es einem dennoch verweigern. In der Welt regiert nicht das Recht. Die Wiedervereinigung unseres Volkes ist eine Frage des Willens. Und wir haben den Willen."

NEUE POLITIK, Hamburg

Britische Kritik an Bonn

„Bis vor kurzem war es möglich, zu erklären, daß die Demonstrationen einer Minderheit dieser ausgewiesenen Menschen und die Erklärungen ihrer politischen Führer eine unvermeidliche Notwendigkeit darstellten, weil sie einen gefährlichen politischen Dampf abließen. Wenn aber der deutsche Vizekanzler selbst 60 000 Stimmen für die Rückgliederung Oberschlesiens zum Beifall bringt, wie das am Wochenende in Düsseldorf geschehen ist, dann ist es unmöglich, dies als einen überlegten politischen Schritt zu betrachten. Es gab einschränkende Formulierungen in dem, was Professor Erhard sagte, — er ist ein friedlicher Charakter — aber das wird von den Polen, die er gemeint hat, nicht zur Notiz genommen werden. Es ist eine schlichte Tatsache, daß es die westliche Politik hinsichtlich der polnisch-deutschen Grenze ist, schlafende Hunde nicht zu wecken."

DAILY TELEGRAPH, London

Warum Süd-Ostpreußens Häuser verfallen

Radio Danzig gibt interessante Aufschlüsse — Enttäuschung und Niedergeschlagenheit — Politik des totalen Ausverkaufs

OW-SONDERBERICHT

Natürlich fällt es auch den hauptberuflichen polnischen Propagandisten auf, daß im südlichen Ostpreußen sehr viel nicht stimmt und daß es dort unzählige Mißstände gibt. Ab und zu wird es diesen Schönfärbern sogar zu bunt, und sie geben der Wahrheit die Ehre. Das geschah jetzt auch bei Radio Danzig, wo man ein gefährliches Unterfangen begann: ein Reporterteam wurde dazu ausersehen festzustellen, warum eigentlich Tausende von Häusern in Ostpreußen verfallen.

„Wie ist dieses Phänomen zu erklären?" meinten die Reporter. Sie taten ausnahmsweise das Richtige, als sie einige Kilometer vor der alten Grenze Ostpreußens nach Polen mit ihren Untersuchungen begannen. Dort stießen sie auf das Bild, das uns schon seit Jahren alle Besucher der Heimat beschrieben: auf dem zentralpolnischen Territorium sieht man bestellte Felder, saubere Dörfer und sogar Neubauten. Überschreitet man jedoch die Grenze nach Ostpreußen, so findet man jenseits die symptomatischen Zeugnisse unlustiger polnischer Ansiedler: angeschonte Äcker oder verunkrautetes Brachland, nur teilweise bewohnte und verfallende Dörfer sowie Abbruch anstelle von Aufbau.

Die Reporter von Radio Danzig interessierte nun ganz besonders folgender Punkt: wo liegen die Motive für die Tatsache, daß so viele polnische Siedler die ihnen überlassenen Häuser in Ostpreußen buchstäblich über ihrem Kopf einstürzen lassen? Warum verhalten sich erwachsene Menschen, die in Polen keinerlei negative Extravaganzen zeigen, hier so durch und durch widersinnig? Nun, wir Vertriebenen kennen die Antwort auf diese Fragen längst. Und doch verlohnt es sich, die Begründung für die von Radio Danzig gefundenen Antworten zu untersuchen. In Danzig hatte man zwei Hauptantworten bereit: einmal gibt es sehr reale materielle Gründe und zum anderen sind seelisch-psychologische Motive vorhanden.

Sehen wir uns einmal die materielle Begründung an. Dazu gibt der Sender äußerst aufschlußreiche Hinweise: „Wir haben mit dem Siedler Roman Z. in Stuhmsdorf (Landkreis Stuhm, die Red.) gesprochen. Er ist vor drei Jahren nach hier gekommen. Damals bezog er ein Haus, das im Jahre 1934 erbaut worden war. Also ein sehr stabiles Haus mit einem massiven Stallgebäude. Siedler Roman wird in diesem Jahr nach der Ernte Stuhmsdorf verlassen und nach Skepe (Bezirk Wlozlawek, Zentralpolen) verziehen. Auf den ersten Blick kann man das verstehen. Denn Roman bewohnt in Stuhmsdorf nicht mehr das Wohnhaus, sondern den Stall. Er hat den Stall unterteilt. In der einen Hälfte haust er mit seiner Familie, in der anderen steht das Vieh. Das Wohnhaus? Nun, es ist vollkommen zerfallen. Und aus den Resten ist alles ausgebaut worden, was man nochmals verwenden kann. Zum Beispiel für einen Haus-Neubau in Skepe... Das erfährt man natürlich nicht von Roman, sondern nur von neidischen Dorfbewohnern, die noch nicht so weit wie Roman Z. sind.

Aber das ist noch lange nicht alles! Oh nein! So billig tun es Leute wie Roman nicht, indem sie nur ein Haus abreißen und das Material nach einer zentralpolnischen Woiwodschaft schaffen. Nein, Leute wie Roman sind viel gefährlicher! Als er mutwillig das Haus verfallen ließ und selbst kräftig dazu mithalf, nahm Roman gleich Kontakt mit den Behörden auf. Er stellte einen Antrag nach dem anderen, man möge ihm Geld und Material für die Reparatur des verfallenden Gebäudes geben. Im Verlauf der drei Jahre wurden von den tölpelhaften Behörden zwei dieser Anträge bewilligt. Roman bekam Geld und Material. Das Haus aber verfiel weiter! Warum? Weil Roman natürlich das erhaltene Geld und Material bei seinem Haus-Neubau in Skepe verwendete... Als er wußte, daß bei den ostpreußischen Behörden nichts mehr herauszuholen war, begann er mit dem richtigen Abbruch des Wohnhauses in Stuhmsdorf. Nun wollen wir einmal die Bilanz der ‚Ansiedlung' des Herrn Z. in Stuhmsdorf ziehen.

Er bekam die üblichen Start-Kredite in Form von Bargeld, Krediten und Sachwerten. Dazu noch Steuerfreiheit und Freiheit von der Ablieferung. Zum Dank dafür vernichtete Z. ein stabiles Wohnhaus und ergaunerte sich zweimal umfangreiche Reparaturkredite. Das alles nahm er, um sich in Skepe eine — wie er sagte — krisenfeste Existenz aufzubauen! In Stuhmsdorf bearbeitete er nur so viel Land, wie er unbedingt für die Mahlzeiten seiner Familie benötigte. Das übrige ließ er die drei Jahre unbewirtschaftet liegen. Der ‚Siedler' Z. hat also in den drei Jahren eine vorhandene Bauernwirtschaft in Ostpreußen zugrunde gerichtet und dafür in Zentralpolen eine neue Existenz geschaffen, die dort völlig überflüssig ist und volkswirtschaftlich keinerlei Bedeutung hat — es sei denn eine negative. Er hat unserem Aufbau in Ostpreußen mehr geschadet als ein böswilliger Verbrecher.

Doch wir sind mit unserer Schilderung noch immer nicht am Ende. Es ist sehr traurig es auszusprechen, aber es ist so: nach menschlichem Ermessen wird Roman Z. überhaupt nichts passieren! Bis die Behörden überhaupt merken, was hier gespielt worden ist, ist Z. lange über alle Berge. Und über das Tempo unserer Bürokratie brauchen wir hier erst kein Wort zu verlieren. Nach allen Erfahrungen zu urteilen, wird auch diese Sendung nicht das Geringste nützen. Bis man sich in Stuhm an eine Überprüfung macht, werden einige Wochen vergehen. Und in diesen Wochen wird Roman Z. endgültig verschwunden sein.

„Zum Tag der Heimat — Ein Buch der Heimat"

Unter dieser Parole hat der Vorsitzende des „Bundes der Vertriebenen" alle deutschen Ostvertriebenen aufgerufen, zum „Tag der Heimat", der in diesem Jahr am 11. September stattfindet, ein Buch über den deutschen Osten oder ein Buch eines ostdeutschen Autors zu kaufen und dies an Bekannte oder Verwandte zu verschenken. Sinn der Aktion soll sein, auf diese Weise das Wissen über die deutschen Ostgebiete zu verbreiten und die ostdeutsche Publizistik zu fördern. Die Gliederungen des „Bundes der Vertriebenen" werden Buchlisten auflegen, die die Auswahl des zu wählenden Buches erleichtern sollen. Die „Buchhändler-Vereinigung" mit dem Sitz in Frankfurt hat eine Förderung dieses Vorhabens zugesagt und will ihre Mitglieder anregen, anläßlich des „Tages der Heimat" die Schaufenster mit ostdeutscher Literatur zu dekorieren.

Eigentlich kann man den Behörden auch nur zustimmen! Warum solch ein Lärm um diesen Fall, wo es doch in den Westgebieten nur so von Leuten wie Roman Z. wimmelt! Die von Z. angewendete Methode ist die zur Zeit beliebteste und am meisten Erfolg versprechende. Sie ist bereits einige tausend Mal angewendet worden, und wird auch weiterhin angewendet werden. Man spricht nur nicht davon! Dafür aber kann man in jedem Dorf und jeder Stadt der Woiwodschaft Allenstein, Bialystok und Danzig das Ergebnis dieser Methode sehen, soweit es sich um Dörfer handelt, die 1945 wieder zu Polen zurückkehrten (es ist also das gesamte unter polnischer Verwaltung stehende Süd-Ostpreußen gemeint, die Red.). Die Leute reißen die Häuser nur selten ab, weil sie Vandalen sind. Meistens haben sie einen sehr plausiblen Grund dafür: entweder verbinden sie damit materielle Vorteile oder sie zerstören ihre Wohnstätte, weil sie sich hier nicht wohl fühlen und fort wollen."

Man kann wohl sagen, daß diese Feststellungen für sich sprechen und von unserer Seite keines größeren Kommentars mehr bedürfen. Es ist nur dankenswert, daß endlich einmal eine polnische Stelle die Situation so schildert, wie sie wirklich ist.

Nicht minder interessant ist, was Radio Danzig über die „seelisch-psychologischen" Motive anzuführen weiß. Das Reporterteam berichtete: „Man findet auch Leute in Ostpreußen, die hier schon zehn Jahre und mehr wohnen — und dennoch in provisorischen Unterkünften hausen. Wir haben Helena F. — eine Hausfrau — in Finckenstein (Kreis Riesenburg, die Red.) darüber befragt. Sie meinte: ‚Wir sind jetzt elf Jahre hier. Warum wir im Keller dieses schönen Wohnhauses leben? Wissen Sie, man hat so allen Schwung verloren, hier etwas zu tun. Am Anfang war das Haus ja noch gut. Dann ging was am Dach kaputt, aber man bekam ja nichts. Und mein Mann wollte nichts von allein auf eigene Kosten reparieren, weil ja noch nicht heraus war, ob uns das Haus auch wirklich überschrieben wird. Hätten wir die Arbeit vielleicht für jemand anders machen sollen? Als uns das Haus dann überschrieben wurde, da war es schon zu spät. Da hatte es zwei Jahre durch das undichte Dach in die Zimmer hineingeregnet, und alles war verkommen. Da haben wir auch schon im Keller gewohnt, wo es noch trocken ist. Wir haben eben manches falsch gemacht und dadurch alle Lust verloren. Man gewöhnt sich eben auch an solche Zustände . . .'"

Der Sender stellte dann eine soziologische Zwischenbetrachtung an und kam dabei zu dem Ergebnis, in Ostpreußen wie in anderen Teilen der „Westgebiete" (womit Ostdeutschland gemeint ist) hätte sich ein sehr hoher Prozentsatz lebensuntüchtiger, fauler, asozialer oder deprimierter Menschen niedergelassen. Die aktiven Ansiedler seien nur in seltenen Fällen davor gefeit, von der von diesen Menschen ausgehenden niederdrückenden Atmosphäre angesteckt zu werden. „Hoffnungslosigkeit, Enttäuschung und Niedergeschlagenheit verbreiten sich rascher als Unkraut", meinte der Sprecher. „Und alle diese drei Fakten sind in der kleinsten wie der größten Gemeinde oder Stadt dieser drei Woiwodschaften zu Hause".

Als vor einigen Jahren die Ansässigmachung von polnischen Rußlandheimkehrern — Repatrianten genannt — in Ostpreußen begonnen habe, sei diese Entwicklung verstärkt worden. Die Repatrianten seien mit völlig falschen Vorstellungen aus der Sowjetunion gekommen. Man habe ihnen anfangs versprochen, sie würden in Zentralpolen angesiedelt. Oder sie könnten in ihre früheren Heimatorte zurück, soweit sie noch auf polnischem Territorium liegen. Dann habe sich die Regierung jedoch entschlossen, die Repatrianten zur Besiedlung Ostdeutschlands heranzuziehen. Die soziale Eingliederung sei aber nicht gelungen! Die Repatrianten strebten nach wie vor in zwei Richtungen: die einen wollten wieder zurück in die Sowjetunion, weil dort bessere Verhältnisse als in Polen herrschten, und die übrigen setzten alles daran, doch noch nach Zentralpolen zu gelangen. Berücksichtige man diese Einstellung der Repatrianten, so werde man auch verstehen, warum diese Menschen die ihnen übergebenen Wohnungen und Häuser nicht in Ordnung hielten und außerdem noch schlechte Arbeit leisteten.

Als sehr bedenklich bezeichnet es der Sender weiter, daß in der Nähe mancher Landstädte Ostpreußens regelrechte Buden-Viertel entstehen! „Sie sehen aus wie die Slums der afrikanischen Bevölkerung", heißt es in der realistischen Reportage. Wo die Wohnungsnot in den Kleinstädten am größten sei, entstünden solche primitiven Bretterbuden als „Wohnstätten nicht zulässiger Art". Sie würden von Leuten bewohnt, die keiner geregelten Arbeit nachgingen, sondern „sich auf eine der vielen Methoden spezialisiert haben, wie das Land 15 Jahre nach der Übernahme noch immer ausgebeutet werden kann. Es ist erstaunlich, daß nach wie vor eine große Zahl dunkler Existenzen noch immer Möglichkeiten findet, sich zu bereichern und die Ausplünderung fortzusetzen".

Am Ende des Berichtes wird noch darauf verwiesen, daß teilweise der Staat selbst die Schuld an diesen unhaltbaren Zuständen trage. So sei die Klärung der Eigentumsverhältnisse seit mehr als einem Jahrzehnt immer wieder verschleppt worden. Man habe Zehntausende von Bewohnern im unklaren darüber gelassen, ob sie nun Besitzer der betreffenden Häuser seien oder nicht. Diese Saumseligkeit der Behörden, die sich zu nichts entschließen könnten, habe die negativen Charaktere und Seiten unter den Siedlern nur angesprochen. Vor allem aber seien wegen der ausgebliebenen Eigentums-Übertragungen aktive und fleißige Siedler längst wieder abgewandert. Diese Menschen hätten nur in geordneten Verhältnissen und unter klaren Bedingungen leben können — aber gerade das sei ihnen in Ostpreußen nicht geboten worden! Und auch heute noch geschehe es immer wieder, daß an sich positiv eingestellte Neusiedler erschienen, aber bald wieder „fluchtartig" Ostpreußen verließen. Solche guten Bauern, Handwerker oder Arbeiter fühlten sich von den eingerissenen Zuständen „zutiefst abgestoßen und nicht fähig, in einer solchen Atmosphäre zu leben".

So sei es gekommen, daß die Ansiedlung nicht nur zahlenmäßig seit Jahren immer geringer werde und „nur noch den Rücklauf kennt", sondern daß von den wenigen Siedlern „diejenigen bleiben, die mit den herrschenden schlechten Verhältnissen zufrieden sind".

Der Sender meinte in schöner Selbsterkenntnis, das seien auf keinen Fall wertvolle Siedler. Einer der Reporter sagte sehr deutlich auf die Zustände anspielend: „Wenn ich ein Bauer wäre und das Angebot bekäme, mich irgendwo in Ostpreußen anzusiedeln, so würde ich mich vorher von den Zuständen dort überzeugen. Wäre das geschehen, würde ich zur Behörde gehen und Bedingungen stellen! Denn ohne schriftliche Zusagen ist es für einen ehrlichen und arbeitsamen Siedler unsinnig, mit der Arbeit in Ostpreußen zu beginnen. Natürlich müssen viele Einzelne die Verhältnisse ändern, aber diese Einzelnen brauchen dazu die Unterstützung der Behörden. Versprechungen der Behörden darf man jedoch leider nicht so ohne weiteres glauben — man muß sie sich bestätigen lassen. Das ist meine Meinung."

Die übrigen Mitglieder des Reporterteams schlossen sich dieser Ansicht an. Sie appellierten an Behörden und Bewohner Ostpreußens, endlich mit dem Schlendrian und der Politik des totalen Ausverkaufs Schluß zu machen. Nach dem Studium der Verhältnisse zweifeln sie aber selber, ob ihr Appell irgendeine positive Reaktion hervorrufen wird . . .

D. Wilhelm Reinhard zum 100-Jahrgedenken

Der Lebensgang des am 4. September 1860 in Neuwied am Rhein geborenen Bauernsohnes Wilhelm Reinhard bezeugt sein verdienstvolles Wirken als evangelischer Theologe bis zum Generalsuperintendent der Provinzen Westpreußen in Danzig und zuletzt der Provinz Pommern in Stettin, als Präsident der Verfassunggebenden Versammlung der Freien Stadt Danzig, als Präsident der Verfassunggebenden Kirchenversammlung der evangelischen Landeskirchen der preußischen Provinzen in Berlin sowie als führendes Mitglied des preußischen Landtages in der kulturellen Gesetzgebung. Er starb am 17. Dezember 1922 mit 62 Jahren als Generalsuperintendent in Stettin infolge eines Herzinfarkts, als er sich bereit machte, nach Bergen auf Rügen zur Amtseinführung eines neuen Superintendenten zu fahren. Dem deutschen Osten in seinen vielen Nöten und harten Prüfungen nach dem ersten Weltkriege fühlte er sich besonders verpflichtet. Wenn er in den Parlamenten in Danzig und in Berlin seine mitfühlende und eindringliche Stimme erhob, dann pochte er mit den Gaben des durchgebildeten Gelehrten und volkstümlichen Redners an das Herz der deutschen Nation. Er schöpfte seine geistigen Kräfte aus dem Urquell der rheinischen Heimat.

Wilhelm Reinhard bestand 1878 als erster Abiturient an dem im Aufbau stehenden Gymnasium in Neuwied das Abschlußexamen mit Auszeichnung. Er studierte evangelische Theologie in Halle, Leipzig und Bonn. Schon mit 23 Jahren wurde er zum Predigtamt ordiniert. Nach vielseitiger Tätigkeit als Provinzialvikar der Kurmark, als Domhilfsprediger in Berlin und als Reiseprediger für die Innere Mission mit dem besonderen Aufgabengebiet der Förderung und Vertiefung des Kindergottesdienstes trat er 1888 sein erstes Gemeindepfarramt in Paplitz bei Baruth, einer Dorfgemeinde in der Mark Brandenburg, an. Nach seiner Berufung zum ersten Pfarrer und Superintendenten in Freystadt (Westpreußen) im Jahre 1895 beschäftigten ihn die Probleme der Diasporagemeinden in einem Grenzland. Mit 39 Jahren (1899) wurde er Konsistorialrat und erster Pfarrer an der Oberpfarrkirche von St. Marien und zugleich Stadtsuperintendent in Danzig. Seine Amtseinführung vollzog Oberhofprediger und Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats D. Dryander, Berlin. Während seines 26jährigen Wirkens im geistlichen Amte in der Provinz Westpreußen (davon 21 Jahre in Danzig) stand er mehr als 600 mal als ein wahrer Seelsorger auf der Kanzel von St. Marien in Danzig. Mit 51 Jahren wurde er (1911) als Nachfolger D. Doeblins in Danzig Generalsuperintendent der Provinz Westpreußen. Die Universität Königsberg i. Pr. verlieh ihm am 11. November 1917 aus Anlaß des Reformationsjubiläums den theologischen Doktorgrad ehrenhalber.

Der größte Vertrauensbeweis aus allen Bevölkerungsschichten wurde D. Reinhard zuteil, als er ohne Unterschied der Parteien und Konfessionen am 14. Juni 1920 zum Präsidenten der Verfassunggebenden Versammlung und später auch des ersten Volkstages der Freien Stadt Danzig gewählt wurde. Die Urkunde der Verfassung des Freistaates Danzig nach dem grundlegenden Entwurf des Senators D. Dr. Hubertus Schwartz vom 11. August 1920 trägt D. Reinhards Unterschrift. Der Reichsausschuß der Katholiken bezeugte es öffentlich, daß „Wilhelm Reinhard als einer der Ersten alle Christengläubigen zum Rettungswerk am Vaterlande aufrief, was ihm unvergessen und durch die Tat gedankt werden soll".

Als dem Präsidenten der Verfassunggebenden Kirchenversammlung der evangelischen Landeskirchen der preußischen Provinzen zu Berlin gelang es D. Reinhard in den schwerwiegenden Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche, durch seine überragende Persönlichkeit, seinen Weitblick und durch geschickte Verhandlungsführung eine befriedigende Lösung zu finden, die sich in ihren Grundsätzen noch heute im evangelischen kirchlichen Leben auswirkt.

Auch in den knapp zwei Jahren seiner Amtszeit als Generalsuperintendent in Stettin hatte sich D. Reinhard die volle Zuneigung der pommerschen Bevölkerung erwerben können, wie er diese in Jahrzehnten vorher schon in Danzig von der westpreußischen Bevölkerung besessen hatte. Das kam insbesondere bei der großen Trauerfeier für ihn am 21. Dezember 1922 in der Schloßkirche in Stettin zum Ausdruck. Währenddessen läuteten auch die alten Glocken der Oberpfarrkirche von St. Marien in Danzig zum ehrenden Gedenken des verblichenen Generalsuperintendenten. D. Reinhards Amtsnachfolger in Danzig, Geh. Konsistorialrat D. Dr. Paul Kalweit, rief seinem getreuen Amtsbruder ergreifende Worte dankbaren Gedenkens in die Ewigkeit nach, während er die Inschriften dieser drei ältesten Glocken St. Mariens in Danzig in Verbindung mit dem geistlichen Lebenswerke D. Reinhards in sinnvoller Ausdeutung der großen Trauergemeinde nahezubringen verstand.

Mehr als zwei Jahrzehnte danach, am 20. Januar 1945, läuteten auch diese drei ältesten Glocken von St. Marien: zum Grabgeläute für Geheimrat Kalweit, der im 78. Lebensjahre entschlafen war. Es wurde als letztes Vollgeläute vom Turm von St. Marien zugleich zum Totengeläute für die in den Untergang gerissene alte deutsche Hansestadt Danzig.

D. Reinhards treue Lebensgefährtin, Frau Sophie geb. Siegert aus dem Hause einer über 200 Jahre in Neuwied ansässigen Seifenfabrikantenfamilie, hilfreich dem Gatten in der Betätigung christlicher Nächstenliebe gewesen, starb am 28. Mai 1926 in Stettin. Drei Kinder von ihnen, Fabrikdirektor i. R. Dipl.-Ing. Fritz Reinhard, verheiratet (71), mit 4 Söhnen, Witwe Elise Reichel, geb. Reinhard (70) mit einem Sohn und Diakonieschwester Sophie Reinhard (68) ehren heute in Neuwied am Rhein das Andenken des geliebten Vaters zum 100. Geburtstag.

Arthur Lenz



Der nächste Jahreslehrgang der Siedlerschule beginnt am 1. November dieses Jahres und dauert einschließlich der Sonderkurse bis Mitte Oktober 1961. Die Aufnahmebedingungen sind unverändert:

Mindestalter 18 Jahre — dreijährige Lehrzeit oder ausreichende landw. Praxis mit mindestens 1 Fremdjahr — abgeschl. Volks- und Berufsschule.

Der Jahreslehrgang bietet eine vielseitig theoretische und praktische landw. Ausbildung, die in Verbindung steht mit ganzjähriger Praxis in der Obst- und Gemüsegärtnerei und mit einem vielseitigen Anlernunterricht an der angeschlossenen Werkstatt (Zimmerei, Schlosserei). Die Ausbildung schließt mit einer Abschlußprüfung (Siedlerreifeprüfung) vor einer staatlichen Prüfungskommission. Das Zeugnis berechtigt auch zum Besuch von Spezialkursen; gute Schüler können in eine Höhere Landbauschule aufgenommen werden. Die Berufsaussichten für ehem. Katlenburger Siedlerschüler sind nach wie vor günstig: Verantwortliche Jungverwalter und Verwalter in größeren Höfen werden laufend gesucht. Nach Sonderausbildung ist Einsatz im landw. Genossenschaftswesen, im Pflanzenschutz, im Molkerei- und Landmaschinenwesen und als Kulturtechnikerassistent möglich. Erfahrende landw. Gehilfen können die Landwirtschaftsmeisterprüfung ablegen und damit ihre Berufsaussichten wesentlich verbessern.

Die Schüler werden in einem Wohnheim der Siedlerschule untergebracht und verpflegt. Flüchtlinge und Ostvertriebene können je nach wirtschaftlichen Verhältnissen der Eltern auf Antrag ganze oder teilweise Ausbildungshilfen aus LAG-Mitteln, dem Bundesjugendplan bzw. Mittel aus der sozialen Fürsorge erhalten.

Prospekte mit Lehrplan und näheren Angaben sind bei der Verwaltung der Siedlerschule Katlenburg (Harz), Kreis Northeim (Hann.), anzufordern.

MEMEL TREFFEN IN HAMBURG 18. SEPT. 1960

1252 1952

ARBEITSGEMEINSCHAFT DER MEMELKREISE IN DER LANDSMANNSCHAFT OSTPREUSSEN

Am 18. September findet in Hamburg ein Treffen der Memelländer des norddeutschen Raumes, der Länder Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Hamburg und Bremen statt. Veranstalter ist die Arbeitsgemeinschaft der Memelkreise in der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Das Treffen beginnt mit einem „Ostpreußen-Kirchgang" in der Hauptkirche St. Jacobi, Steinstraße (10 Uhr); die Predigt hält Generalsuperintendent Obereigner, Memel.

In einer Kundgebung (12 Uhr) im Besenbinderhof (unmittelbar am Hauptbahnhof und Zentral-Omnibusbahnhof) spricht MdB Reinhold Rehs, Kiel, Mitglied des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen und Mitglied des Bundes der Vertriebenen.

Eine besonders herzliche Einladung zur Teilnahme ergeht an die Jugend.



93. Geburtstag

Wilhelmine Waschkowski aus Riebe/Ostpr. am 11. August in Steinhude, wo sie ihren Ehrentag im Kreise von zwei Söhnen, zwei Töchtern, elf Enkeln und 14 Urenkeln feiern konnte. Die Jubilarin, älteste Einwohnerin von Steinhude, erfreut sich erstaunlicher Rüstigkeit.

80. Geburtstag

Meta Neumann, geb. Schlicht aus Zinten, Friedrichstraße 11, am 28. August in Beienrode über Helmstedt, Haus der helfenden Hände, wo sie bei ihrer Gertrud ihren Lebensabend verbringt. Ihre anderen drei Töchter wohnen in Buxtehude, Dortmund und Nordhausen/Harz.

77. Geburtstag

Bankvorsteher a. D. Hugo Pietzker aus Marienburg am 8. September in Seesen/Harz, Dehnestraße 31. Der Jubilar ist immer noch als passionierter Imker tätig.

Artur Mertineit, Friseurmeister aus Mohrungen, am 14. September in Seesen/Harz, Schildaustraße 4, wo er bei seinem Schwiegersohn Max Liedtke lebt.

75. Geburtstag

Martha Szczepanski, geb. Fischer, aus Allenstein am 11. September in Seesen/Harz, Talstraße 65/67.

74. Geburtstag

Landwirt Joseph Lange aus Braunsberg am 19. September in Seesen/Harz, Steinbühlstraße Nr. 667.

September-Geburtstagskinder in Flensburg

Rosa Schulz aus Braunsberg am 3. September 82 Jahre, wohnhaft Egerstieg 5; Ida Schillimzig aus Lötzen am 7. September 75 Jahre, wohnhaft DRK-Heim; Eduard Stammer aus Königsberg/Pr. am 7. September 70 Jahre, wohnhaft Mürwiker Straße 32 (b. Dethloff); Berta Wispereit aus Metgethen, Kr. Königsberg am 6. September 84 Jahre, wohnhaft Egerstieg 8; Maria Barke aus Drügelsdorf, Kr. Johannisburg, am 8. September 70 Jahre, wohnhaft Königstraße 2 (b. Glaser); Anna Knorr aus Königsberg/Pr. am 12. September 82 Jahre, wohnhaft Südermarkt 15; Anton Sembowski aus Reuswalde, Kr. Ortelsburg, am 30. September 75 Jahre, wohnhaft Zuhlweg 8.

Die „Ostpreußen-Warte" wünscht allen Jubilaren viel Glück und weiterhin beste Gesundheit.

Es starben fern der Heimat

Albert Awiszus aus Freienfelde/Ostpr. im Alter von 73 Jahren am 10. August in Naensen, Kr. Gandersheim;

Cäcilie Dankowski, verw. Krause, geb. Prothmann, früher Gut Laurinen bei Bartenstein, im Alter von 81 Jahren am 31. Juli in Twistringen;

Anna Gesseleit, geb. Embacher, aus Bärensprung/Ostpr. im Alter von 74 Jahren am 5. August in Augustfehn/Oldb.;

Anna Kollecker, geb. Kreuzberger, aus Hopfenbruch, Kr. Ebenrode/Ostpr., im Alter von 74 Jahren am 2. August in Vasdorf bei Lüneburg;

Dipl.-Ing. Gustav Ness, früher Oberingenieur bei den Schichau-Werken in Elbing im Alter von 78 Jahren in Verden/Aller;

Berta Olschewski, geb. Olschewski, aus Weißenburg/Ostpr. am 22. August in Einbeck;

Anna Pritzkoleit, geb. Feltz aus Angerapp im Alter von 69 Jahren am 23. August in Bad Zwischenahn/Oldb.;

Luise Wrobbel, geb. Boy aus Marienwerder im Alter von 83 Jahren am 31. August in Stelle-Kieselshöh.

Eltern suchen ihre Kinder

Tausende ostpreußische Eltern und Angehörige suchen noch immer ihre Kinder, die seit der Vertreibung aus der Heimat verschollen sind. Wer Auskunft geben kann, schreibe bitte sofort an den Kindersuchdienst Hamburg-Osdorf, Blomkamp 51, unter Angabe von Namen, Vornamen, Geburtsdatum und Ort des Kindes sowie die gleichen Angaben der Angehörigen und ihre Heimatanschrift von 1939. Landsleute, helft mit, das Schicksal der Vermißten aufzuklären.

Aus Abschwangen, Kreis Pr. Eylau, wird Ute Grutz, geboren am 23. Juni 1942, gesucht von ihrer Mutter Erna Grutz, geb. Böhnke, geb. am 21. April 1919. Ute Grutz wurde zwischen dem 20. und 25. Februar 1945 von Frau Emma Mehl aus Abschwangen bei der ehemaligen NSV Stutthof abgegeben. Wer war im Februar 1945 bei der ehemaligen NSV Stutthof tätig und kann über den Verbleib der Ute Grutz Auskunft geben?

Aus Angerapp, Insterburger Straße, wird Sieglinde Neumann geb. am 25. November 1941 in Angerapp, gesucht von ihrer Tante Emma Gehrmann, geb. am 11. Oktober 1909. Sieglinde Neumann wird seit Januar 1945 vermißt. Sie war mit ihrer Mutter Liesbeth Neumann zusammen, die verschleppt wurde.

Vom Gut Ährenfelde, Kreis Schröttersburg, werden: Hildegard Margret Roßmann, geb. am 30. Januar 1941 und Hans Paul Roßmann, geb. am 21. Dezember 1942 in Schröttersburg, gesucht von ihrem Vater Paul Roßmann, geboren am 26. Dezember 1907. Die Geschwister Roßmann waren mit ihrer Mutter: Margarete Roßmann in Kolberg am 10. März 1945 auf ein Schiff gegangen.

Aus Allenstein, ehemalige Straße der SA 22, werden die Geschwister: Inge Tommerdich, geb. am 20. April 1942 und Werner Tommerdich, geb. 1938, gesucht von ihrer Tante Anna Pickarski, geb. Hirschberg. Die Mutter der Geschwister, Helene Tommerdich, geb. Hirschberg, geb. am 5. März 1903, ist angeblich in Allenstein verstorben. Inge soll in ein Kinderheim in Hohenstein-Ostpr. gekommen sein.

Aus Heiligenbeil, wird Eleonore Heinrich, geb. am 9. August 1943 in Sternsee, Kreis Rössel, gesucht von ihrer Mutter Hedwig Heinrich, geb. am 27. November 1917. Eleonore Heinrich wurde im Februar 1945 von einem damals 17 Jahre alten Mädchen in Heiligenbeil in einer Baracke abgegeben, in der Ärzte und Krankenschwestern waren. Es waren schon mehrer Kinder da, so daß es wahrscheinlich eine Kindersammelstelle war. Das Kind selbst wußte seinen Namen nicht. Es hat blaue Augen, blonde Haare und als besonderes Merkmal am rechten Fußknöchel eine Narbe. Eleonore Heinrich trug damals ein schwarzes Mäntelchen und eine rot-weiß gestreifte Mütze.

Aus dem Waisenhaus in Heilsberg, wird Adolf Pfaff, geb. am 15. Mai 1941, gesucht. Er hat sich nach dem Tode seiner Mutter, Anna Pfaff, 1946 noch in diesem Waisenhaus befunden. Es ist möglich, daß er 1948 mit einem Kindertransport nach Deutschland gekommen ist.

Aus Ihlnicken, Kreis Samland, wird Manfred Lau, geb. 1943, gesucht von seiner Tante Helene Mensch, geb. Karschau, geb. am 4. Juni 1904 in Ihlnicken. Die Mutter Charlotte Lau, geb. Karschau, geb. am 21. Oktober 1908 und die Schwester Helga Lau, geb. 1934, werden auch noch gesucht. Außerdem werden noch zwei Kinder Lau gesucht, von denen die Vornamen und Geburtsdaten nicht bekannt sind. Diese sollen bis 1949 oder 1950 im Kreise Erfurt gelebt haben.

Aus Königsberg, General Litzmannstraße 98, wird Brigitte Maiwaldt, geb. am 25. Dezember 1939 in Königsberg, gesucht von ihrer Tante Edith Mrosenski, geb. Maiwaldt, geb. am 5. Januar 1922 in Königsberg. Die letzte Nachricht war von 1947 aus Kainas/Litauen.

Aus dem Waisenhaus in Königsberg, Oberteich Ufer, wird Dietmar Hippler, geb. am 13. Juni 1941 in Schwönau, gesucht von seiner Tante Helene Plehn. Dietmar Hippler wurde im Mai 1946 in das Waisenhaus eingeliefert. Er soll im Spätsommer oder im Herbst 1948 mit einem Transport nach Mitteldeutschland oder in die Bundesrepublik gekommen sein. Dietmar Hippler, der sich auch Dieter nennen kann, hat blaue Augen und blonde Haare. Er hat zwei Schwestern, die er Inge und Erika nannte.

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Gewiß verfolgt auch Ihr in diesen Tagen voller Spannung die olympischen Sommerspiele in Rom. Aber was wißt Ihr eigentlich über den Ursprung der Olympiade? Gerade rechtzeitig ist ein Buch erschienen, das Euch ausgezeichnet und in sehr lebendiger, ansprechender Form darüber informieren will. Ihr erfahrt daraus in allen Einzelheiten, wie es vor beinah dreitausend Jahren bei den alten olympischen Spielen in Griechenland zugegangen ist, in welchem Rahmen diese berühmten Wettkämpfe stattfanden, welche Spielregeln und strengen Trainingsvorschriften den Teilnehmern auferlegt waren und was für Schicksale die hervorragendsten Olympiasieger des Altertums hatten. Zahlreiche Illustrationen und Lichtbilder ergänzen den Text.

Ina Isenbörger: SO WAR ES IN OLYMPIA. Illustrationen von Adolf Oehlen. Matthias Grünewald Verlag Mainz. 96 S., Leinen DM 6.80

Auch das nächste Buch, das ich Euch heute empfehlen möchte, führt in die Vergangenheit, und zwar in das alte Nürnberg der Dürerzeit. Es berichtet Euch vom Leben und Wirken des Schlossermeisters Peter Henlein, des Erfinders der Taschenuhr. Zusammen mit seinem Sohn Christof erlebt Ihr den zähen Kampf des Erfinders mit sich selbst und mit seinen Widersachern vor dem Hintergrund einer bunten und bewegten Zeit.

Franz Bauer: DAS TICKENDE TEUFELSHERZ. Peter Henlein erfindet die Taschenuhr. Bilder von Margret Wolfinger. D. Gundert Verlag Hannover, 126 S., Hln. DM 4.80

Gleichfalls von Franz Bauer, dem Verfasser zahlreicher beliebter Jugendbücher, stammt eine weitere Erzählung aus dem alten Nürnberg: die spannende Geschichte des berühmten Raubritters Eppelein von Gailingen. Sein bekanntestes Stücklein — wie er sich durch einen kühnen Sprung über die Mauer der Nürnberger Burg vor dem Galgen rettet — kennt Ihr wahrscheinlich aus dem Lesebuch. Aber die vielen anderen Abenteuer und Streiche dieses unvergessenen fränkischen Schnapphahnes und Eulenspiegels solltet Ihr Euch auf jeden Fall auch zu Gemüte führen — es lohnt sich!

Franz Bauer: DER EPPELEIN UND SEIN SOHN. Eine Erzählung aus der Zeit der Raubritter. Mit vielen Bildern von Margaret Wolfinger. D. Gundert Verlag Hannover. 160 S., Hln. DM 6.80

Und hier wieder zwei Bücher für Sagenfreunde! Professor Edmund Mudrak, einer der besten Kenner unserer deutschen Volkssagen, hat sie zusammengestellt. Das eine enthält die schönsten und denkwürdigsten Sagen aus allen deutschen Gauen, von Aachen bis Tilsit, von Flensburg bis Klagenfurt, im ganzen 350 Geschichten. Sie sind nach Landschaften geordnet, man kann also anhand des Buches eine ganze Deutschlandreise unternehmen, und anstatt der sonst üblichen Illustrationen ist das Werk mit vielen ausgezeichneten Lichtbildern versehen, die Euch die einzelnen Schauplätze vor Augen führen. Ich glaube, wenn ich nach dem besten derzeit vorhandenen Sagenbuch für Buben und Mädchen gefragt würde: ich würde keinen Augenblick zögern und dieses nennen!

Edmund Mudrak: DAS GROSSE BUCH DER VOLKSSAGEN. Mit 56 Lichtbildern. Ensslin & Laiblin Verlag Reutlingen. 320 S., Leinen DM 9.80

Das andere Buch von Professor Mudrak enthält die bekanntesten germanisch-deutschen Heldensagen: Wieland der Schmied, Walther und Hildegunde, die Nibelungen, Dietrich von Bern und die Gudrunsage. Es sind Geschichten aus der Frühzeit unseres Volkes, Geschichten von Kampf und Liebe, von Treue und Heldenmut, die jedes Kind einmal gelesen haben sollte. Hier werden sie in schöner, kraftvoller Sprache dargeboten, unverfälscht und ohne gewollte Alterümelei. Außer mit vielen Zeichnungen ist das Buch mit zahlreichen Fotos von Gegenständen, Bauten und Handschriften aus der Entstehungszeit unserer Heldensagen ausgestattet. Kurze Erläuterungen am Schluß und ein umfangreiches Namens- und Sachverzeichnis erleichtern das Verständnis der Geschichten, für die Ihr Euch gewiß begeistern werdet.

Edmund Mudrak: DEUTSCHE HELDENSAGEN. Mit Zeichnungen von Karl Mühlmeister und Rudolf Misliwietz. 12 Bildtafeln mit Fotos. Ensslin & Laiblin Verlag Reutlingen. 280 S., Leinen DM 8.50

Zurück in die Gegenwart! Ich habe unlängst ein Buch entdeckt, das Euch helfen könnte, in allen Zweifelsfällen des guten Betragens die richtige Entscheidung zu treffen. Wie dereinst der Freiherr von Knigge mit seinem oftzitierten Werk „Umgang mit Menschen", so beschäftigt sich auch dieses eigens für Kinder geschriebene Buch mit den Grundregeln des Anstandes und des Benehmens in allen Lebenslagen. Dabei ist es alles andere als eine trocken schulmeisterliche Angelegenheit. Frisch von der Leber weg bringt es Euch all das nahe, was man im Zusammenleben mit seinen Mitmenschen wissen und beherzigen sollte.

Anton Tesarek: DER KINDERKNIGGE. Mit vielen Zeichnungen. Verlag Friedrich Oetinger Hamburg. 120 S., Hln. DM 4.50

Nicht unbedingt immer nach dem Kinderknigge handeln Jonas, Maria und Lotta, von denen Astrid Lindgren in ihrem Buch „Die Kinder aus der Krachmacherstraße" erzählt. Aber sie haben das Herz auf dem rechten Fleck, die drei, und das ist schließlich die Hauptsache. Was sie im Lauf des Jahres alles erleben und treiben, das wird den Jüngeren unter Euch bestimmt Spaß machen — ebenso wie die vielen bunten Bilder in diesem Lindgren-Buch.

Astrid Lindgren: DIE KINDER AUS DER KRACHMACHERSTRASSE. Illustrationen von Ilon Wikland. Verlag Friedrich Oetinger Hamburg. 112 S., Hln. DM 7.80

Zum guten Schluß ein Bilderbuch für die allerkleinsten Leseratten! Ganz reizend ist die Geschichte vom kleinen Bären mit ihren vielen lustigen Bildern und dem kurzen, groß und klar gedruckten Text. Wie der kleine Bär nicht weiß, was er anziehen soll; wie er sich selbst eine Geburtstagssuppe kocht; wie er zum Mond fliegt, und was er sich am Abend vor dem Einschlafen alles wünscht: das ist wie geschaffen für alle ABC-Schützen und zum Vorlesen.

Else Holmelund Minarik: DER KLEINE BÄR. Aus dem Amerikanischen von Franz Caspar. Bilder von Maurice Sendank. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau und Frankfurt am Main. 63 S.

So, meine lieben Leseratten — genug für heute! Ich wünsche Euch viel Spaß beim Lesen und bleibe mit herzlichem Gruß — Euer Otfried Preußler



Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 9 — September 1960

Lob des Apfels

Von Friedrich Griese

Der Herbst ist die Fruchtzeit des Jahres, und ihr Bild ist dem Deutschen immer der Apfel gewesen, wahrscheinlich nicht nur deshalb, weil er die am häufigsten vorkommende Frucht ist, sondern wohl auch seines Geschmacks und seiner Dauerhaftigkeit wegen. Aber unsere Alten, die ihn ja zu diesem Bild machten, haben gewiß nicht nur an Menge und Nutzen gedacht: sie waren den Dingen der Natur gegenüber viel weniger Nützlichkeitsmenschen, als wir es mit unserem reinen Erwerbssinn geworden sind, und so werden sie hierbei auch das andere bedacht haben: den Baum, der diese Frucht hervorbringt. Auch der Birnbaum ist häufig; wenn er voll trägt, wirkt er aber immer überladen, die dünneren Zweige hängen herab, hier und da richtet sich einer auf, der weniger beschwert ist, und so steht er immer ein wenig zerzaust da, unter der Last gleichsam seufzend. Bei dem Apfelbaum merkt man nichts hiervon; mag er noch so sehr mit Früchten gesegnet sein, er hält sich immer aufrecht, seine Zweige tragen, aber sie sind sich keine Last. So ist er das Zeichen der Fülle, nicht der Überfülle wie der Birnbaum.

Wir haben wieder Herbst, und noch mehr als in den Hausgärten erkennen wir den Fruchtmonat an allen Wegen, Landstraßen und Chausseen. Wenn wir von einer Straße auf die andere, von dem einen Weg in den nächsten kommen und den anscheinend unendlichen Segen wahrnehmen, wird unser Herz angerührt: So viel Schönheit ist um und über uns, so viel Güte und Geschenk einer immer gebefrohen Natur.

Viele Arten des Apfels haben die deutschen Landschaften hervorgebracht: einige, die uns in der Jugend die bekanntesten waren, sind selten geworden, besonders der wohlschmeckendste von allen: der Gravensteiner. Von ihm erzählt der Dichter John Brinkmann, gestorben 1870, in seinem Buch „Kaspar-Ohm un ick", daß dieser Apfel in Schiffsladungen von der Seestadt Rostock aus nach Petersburg ging, die schönsten kamen an den Hof und wurden deshalb Zarenapfel genannt.

Unseren Alten war der Apfel auch ein Sinnbild. Sie sprachen von einem Liebesapfel, die deutschen Kaiser frühester Zeit trugen außer dem Zepter als Zeichen ihrer Macht den Reichsapfel, und aus der Frucht des verbotenen Baumes, von der Adam und Eva aßen und weshalb sie ihr Feiertagsleben im Paradies aufgeben mußten, machten Dürer und andere Künstler den Apfel.

So war er ein Sinnbild für hohe Dinge; geblieben ist er über die Zeiten hinweg das Bild der aus ihrer Fülle schenkenden herbstlichen Natur. Laßt ihn uns dankbar aufnehmen und nicht nur die Preise für den Verkauf bedenken. Nehmt ihn auf mit der Regung eines einfachen Herzens, wie der Dichter Uhland es konnte, als er von dem alten Apfelbaum Abschied nahm, der ihn als ein gütiger Gastgeber gespeist hatte: „Gesegnet sei er allzeit von der Wurzel bis zum Gipfel."

Reisen unter eigenem Dampf

Für unsere stillen Waldwege und für die Einkehr in unsere Jugendherbergen kommt nur das „Reisen unter eigenem Dampf" auf „Schusters Rappen" in Frage.

Als ich das Jugendherbergswerk ins Leben rief, habe ich dabei an keine billigen Gasthöfe oder Jugendhotels für Vergnügungsreisende gedacht, sondern an neue Kultur- und Erziehungsstätten für unsere stadt- und schulverkäfigte Jugend. Darin darf es keine Umformung, Abwandlung oder Fälschung geben.

Wer da draußen stadtgewohnten „Betrieb" mit Vergnügen und Zerstreuung sucht, lenke sein Motorfahrzeug zu einem Camping-Platz, wohin aller Zivilisationsschutt eines bequemen Stadtlebens mitgeschleppt wird, und wo er sich unter seinesgleichen verlustieren kann. Sorte bei Sorte. Doch alle Räusche geh'n vorüber, auch der Rausch für Camping und für Schnelligkeit und schalen Betrieb. Wandern kann und wird eine Wende, eine Wandlung bringen; hängen doch beide Worte sinngemäß innigst zusammen.

Richard Schirrmann



Heimkehr vom Feld / Holzschnitt von Rudolf Warnecke

Meine Tauben

Hermann Claudius erzählt aus seiner Kindheit

Als ich zwölf Jahre alt wurde, bekam ich zum Geburtstage ein paar Tauben.

Es waren sogenannte Kopenhagener: weiß mit roten Flügelecken. Ich war selig, denn es war seit langem mein heimlicher Herzenswunsch gewesen, auf dem Dachboden Tauben zu haben, wie mein Schulfreund Rudl Hermann in der Paulinenallee.

Ich mußte sie mir allerdings selber holen, der Vater kam immer erst spät nach Hause. Und die Mutter hatte im Haushalt alle Hände voll zu tun. Dazu war eben wieder ein kleiner Bruder angekommen.

Peter Arp ging mit mir. Er wußte eine Handlung am Alten Steinweg. Peter Arp war ein Jahr älter als ich und wußte alles besser. Wir marschierten also los, zunächst durch mir bekannte Straßen, zuletzt durch einen schmalen, dunklen Gang, in dem wir nicht nebeneinander gehen konnten. Dann ging es eine steile Stiege hinauf. Anstatt des Geländers hing ein abgegriffenes Schiffstau an der Kalkwand. Es war so schmutzig, daß ich es nicht anfassen mochte. Oben war eine niedrige Tür, die mit einer bunten Tapete überklebt war. Wir standen lange davor, bis jemand öffnete. Ich weiß das Muster noch genau: es waren wunderbare Vögel mit langen Hälsen und langen, gekräuselten Schwanzfedern. Hinter der Tür zeigte sich ein ebenso niedriges Zimmer. Darin standen einige Drahtkästen. In diesen Drahtkästen hockten Tauben, die scheu vor uns zurückwichen. Peter Arp trat dreist an jeden der Kästen heran und guckte hinein, als ob er sie alle leer kaufen wolle. Ich hielt meine 1 Mark und 50 ängstlich, aber fest in der rechten Hand. Der Kerl, der bei den Kästen war, hatte rote Haare und rote, verschwollene Augenlider. Er fragte, wieviel Geld wir hätten. Peter Arp sagte: eine Mark und fünfzig. Ich machte sofort die Hand auf und gab dem Menschen mit dem roten Haar das ganze Geld hin.

Er öffnete einen der Drahtkästen und langte mit seinem Arm hinein. Die Tauben fuhren zusammen und drängten sich in die Ecke.

Der Kerl griff zweimal zu und hielt in jeder Hand eine Taube. Die duckten ihre kleinen runden Köpfe zwischen die schmalen Flügel und zitterten.

Hermann Claudius, ein Urenkel des „Wandsbecker Boten" Matthias Claudius, ist vor allem durch seine Gedichte bekannt, die er im Laufe eines langen Lebens (er steht vor Vollendung seines 82. Geburtstages) in zahlreichen Bänden gesammelt und herausgegeben hat. Immer ist es auch die Erlebniswelt der Kindheit — ganz allgemein und seiner eigenen im besonderen —, der er sich zuwendet, sei es in den ernsten und heiteren plattdeutschen Gedichten „Mank Muern", sei es in den köstlichen Kinderreimen „Bodderlicker, sett di!" oder in seinen Kindheitsgeschichten. Eine Auswahl der schönsten dieser Geschichten — eine Brücke von Jugend zu Jugend — ist nun unter dem Titel „Peter Arp und ich" im Baken-Verlag, Hamburg, erschienen (56 Seiten, mit Zeichnungen und einem Porträt des Dichters von Siegfried Oelke. Pappband DM 2,80, brosch. DM 1,50). Die hier abgedruckte Geschichte „Meine Tauben" ist diesem Bändchen entnommen.

Der Rote zeigte uns, wie wir die Tiere richtig festhalten sollten, damit sie uns unterwegs nicht entwischten: Mittel- und Zeigefinger um die Läufe geklemmt und den Daumen über die Flügeldecken gepreßt. Er wies es uns so deutlich, daß ich Angst hatte, er würde meine Tauben totdrücken. Auch sollten wir sie mit dem Kopf unter unsere Jacke stecken — sonst merkten sie sich den Weg, und wir könnten sie niemals frei fliegen lassen.

So trugen denn Peter Arp und ich unsere Tauben streng nach Vorschrift durch das Straßengewühl des Steinwegs und über das Millerntor und am Heiligengeistfeld hin und den Neuen Pferdemarkt entlang und dann durch das Schulterblatt bis an unsere Terrasse Nummer 89.

Einen Kasten mit einer Drahttür davor und Sitzstangen hatte ich mir schon vorher gezimmert. Das heißt, eigentlich hatte Peter Arp die Hauptsache dabei getan. Bloß das Nest, in das sie die Eier legen und brüten sollten — das hatte ich selber gemacht. Und es müßte sehr weich und mollig sein, meinte ich.

Der Taubenkasten mit den beiden Tauben stand auf unserem Boden.

Ich muß sagen, daß ich diesen Geburtstag auf dem Dachboden gefeiert habe. Kaum konnte ich es bei dem feierlichen Kaffeetrinken in der Wohnstube aushalten. Und mein letztes Stück von dem Puffer, um den meine liebe Mutter zwölf Lichte gestellt hatte, nahm ich mit hinauf auf den Boden.

Es war ein klarer Herbsttag. Die Sonne schien durch das schräge Dachfenster gerade in meinen Taubenkasten. Ich saß andächtig davor, sah auf die Tauben, gab ihnen frisches Wasser und Futterkörner und freute mich, daß sie alles hungrig aufpickten und erzählte ihnen, daß ich bald einen richtigen Taubenschlag für sie machen wollte, weit zum engen Dachfenster hinaus. Und daß sie dann fliegen sollten, oben aufs Dach hinauf und über das Dach hinweg und weiter und bis in die Wolken — wie ich es bei Rudl Hermanns Tauben mit stillem Neid oft gesehen hatte.

So saß ich und saß ich allein vor meinen Tauben und sprach mit ihnen und war glücklich. Bis es dunkel ward. Ich hatte es gar nicht gemerkt, wie es auf einmal dunkel geworden war. Als ich durch den Bodengang mußte, kriegte ich beinahe Angst.

Noch im Bette sagte ich zu meiner Mutter: „Du Mutter, Tauben haben im Dunkeln doch keine Angst, nicht wahr?"

„Nein", sagte meine Mutter und lächelte dabei und deckte mich zu.

Die ganze Nacht träumte mir von lauter Tauben: weißen und blauen und braunen und geringelten. Alle waren es meine Tauben. Und es waren viel mehr, als Rudl Hermann jemals gehabt hatte. Sie flogen und flatterten in leuchtendem Bogen um mich her. Und mir war es im Traum, als flöge ich selber auch.

Wo kommt der Ausdruck her?



Der ist nicht von Pappe ...

Sondern eben ein recht kräftiges Bürschchen, einer von jenen, denen der Bizeps schwillt, bei dessen Anblick naive Gemüter gern in rettungslose Bewunderung versinken. — Man sollte meinen, an diesem Ausdruck gäbe es nicht viel zu erklären. Pappe, dieses weiche, nachgiebige Material, ist nicht der Baustoff von diesem und jenem. Doch hier irrt der Laie. Gemeint ist ursprünglich der weiche „Papps", mit dem man früher ganz allgemein die Säuglinge „päppelte", der ja, neuzeitlichen Ernährungswissenschaften zufolge, nicht gerade kernige Gewebe und schwellende Muskeln aufbaut. „Der ist nicht von Pappe!" — der ist nicht mit Kinderbrei gepäppelt worden, sondern nehmen wir an, es ist jemand, dessen verständnisvolle Mutter ihm „Bircher-Müesli" gab!

Die drei Siebe des Sokrates

Zu Sokrates, jenem griechischen Philosophen, der bekannt und auch gefürchtet war für sein eindringliches Fragen, das immer auf den Kern und die Wahrheit einer Sache zielte, trat eines Tages ein Mann, der ihm unbedingt eine Neuigkeit erzählen wollte, ein „Schwätzer", wie es in der Wiedergabe dieses Gesprächs heißt. Doch ehe der Schwätzer mit seiner Rede beginnen konnte, riet ihm der Meister, jede Neuigkeit durch drei Siebe fließen zu lassen.

Drei Siebe? Der Schwätzer verstand den Philosophen nicht und wollte beginnen.

Doch Sokrates in seiner bekannten Art stellte ihm sofort eine erste Frage:

„Ist die Neuigkeit wahr?"

Sie war das erste Sieb, durch das sie fließen mußte. Der Schwätzer, zunächst etwas betreten, versuchte der Frage auszuweichen, um nun seine Neuigkeit anbringen zu können. Doch der Philosoph hielt ihm gleichsam das zweite Sieb hin mit seiner Frage:

„Ist es notwendig, die Neuigkeit zu erfahren?"

Der Schwätzer geriet bei dieser Frage schon mehr aus der Fassung, beantwortete sie jedoch nicht und versuchte ein drittes Mal sein Glück, um die Neuigkeit loszuwerden. Doch kannte er wohl den Meister schlecht, der ihm das dritte Sieb hinhielt mit der Frage:

„Ist es auch gut, ist es wertvoll die Neuigkeit zu weisen?"

Da schwieg der Schätzer — und ging.

-a-

Ein Präriebrand fehlte uns zum Glück

Von Hermann Sudermann

Das Wintersemester begann, denn die Michaelisferien waren mit den großen in eins gezogen worden, und ob auch der Name inmitten dunstiger Septembergluten fast wie ein Hohn klang, der Herbst ließ nicht lange mehr auf sich warten.

Schluchten und Höhen färbten sich rot, und wenn wir gerade erst angefangen hatten, die Wälder zu durchstreifen, saß uns der Abend im Nacken. Auch kühl wurde es, und ein Lagerfeuer schien dringend vonnöten.

In der Dämmerung kauerten wir dann rings um das prasselnde Reisig und rösteten gestohlene Kartoffeln.

Je tiefer die Dunkelheit niedersank, desto betörender loderte die grellgelbe Flamme. Lederstrumpfgedanken wurden wach, Unkas und Chingagook schienen kein leerer Wahn mehr.

Wachen wurden gestellt, damit die böswilligen Bleichgesichter unsere Freuden nicht störten, die Friedenspfeife, mit Bindfaden und welken Kastanienblättern wacker gestopft, ging im Kreise herum, und selbst das Feuerwasser war manchmal zur Hand.

Nur ein gediegener Präriebrand fehlte noch immer. Woher aber ihn nehmen, da Flur und Wiese saftig grünten und selbst das Kartoffelkraut noch wenig dürr im Boden stak?

Aber schließlich war auch ein brennender Wald nicht zu verachten. Man hatte nur nötig, die Reisigbündel ein wenig zu verstreuen und das übrige dem lieben Herrgott anzuvertrauen.

Zwei oder drei von uns benahmen sich zaghaft — darunter natürlich ich, dessen Schwachseligkeit bekannt war. Schließlich aber wurden auch wir von dem hochgemuten Plane mitgerissen.

Schwierigkeiten zeigten sich nirgends. Wo immer ein kohlender Stecken hingeworfen wurde, da flackerte es lichterloh, und bald umgab uns das vorschriftsmäßige Flammenmeer.

Wer von uns es zuerst mit der Angst bekam, weiß ich nicht mehr — mich hatte sie nie ganz verlassen —, vielleicht war es Blechschmidt, der Anführer selber, denn seine Vertrautheit mit der Natur konnte das Unheil am ehesten bemessen, kurz, in einem bestimmten Augenblick stürzten wir alle, von der gleichen Panik ergriffen, zum Bache hinunter, der im Grunde der Schlucht friedlich dahinlief, und schöpften die Botanisiertrommeln voll, deren Lötung freilich für Feuerwehrzwecke nicht vorgesehen war und die darum leer oben ankamen, nachdem sie uns Jacken und Hosen patschnaß gemacht hatten.

So standen wir ratlos dem drohenden Verderben gegenüber, das unter Umständen tragische Maße angenommen hätte, denn auch die unteren Buchenzweige flammten bereits, wenn nicht die gefürchteten Bleichgesichter — in Gestalt von fünf oder sechs stämmigen Holzknechten — als Retter auf dem Plane erschienen wären.

Vom Wasserschöpfen hielten sie nichts. Sie schnitten sich rasch mannshohe Äste von den Bäumen und schlugen mit solcher Gewalt auf die brennende Fläche ein, daß jede Flamme sich duckte und im Nu zu rauchender Kohle erstorben war.

Noch hatte keiner von uns in seinem Schrecken an das zunächst Gebotene, die schleunige Flucht, gedacht. Da hielt einer der Männer zwei von den Unsern, darunter auch Blechschmidt, bereits am Schlafittchen.

Nun war es mit dem Fliehen für uns andere vorbei, denn im Stiche konnten wir die ergriffenen Gefährten natürlich nicht lassen.

Die schrecklichen Männer drohten mit Prügeln und Polizei, und wir standen ringsum und weinten und flehten. Doch sie blieben unerbittliche Rächer, bis einer von uns, der sein Oktobertaschengeld noch nicht angegriffen hatte, auf den Gedanken kam, ihnen ein Lösegeld anzubieten. Da wurden sie weich. Und als ich das einzige, was ich besaß, meine silberne Uhr, hinzulegen wollte, da fingen sie an zu lachen und sagten: „Paschol!"

Wie rasch wir uns dünne machten, wird jeder sich ausmalen können, dem je das Notizbuch eines Schutzmannes bedrohlich vor Augen tanzte.

Unser Heimweg war schweigsam, und des herbstlichen Waldbrandes wurde nie mehr gedacht.

Aus „Bilderbuch meiner Jugend", Verlag Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart.

Max Halbe macht's billiger

Zu Besuch in seiner Danziger Heimat wurde Max Halbe während eines Banketts, das die Stadt ihm zu Ehren gab, von einem Ratsherrn die Andeutung gemacht, daß man plane, ihm, dem großen Sohne, ein Denkmal zu errichten. Max Halbe fragte, was solch ein Denkmal wohl koste. Der Ratsherr meinte, daß die Stadt wohl kaum unter 20 000 Mark davonkam. Der Dichter darauf: „Das können Sie aber weit billiger haben. Für 10 000 Mark stelle ich mich selbst auf den Sockel."

Treffender Vergleich

„Ich finde, daß du eine gewisse Ähnlichkeit mit der Schneekoppe hast", sagte der ostpreußische Dichter E. T. A. Hoffmann bei einer Silvesterfeier zu seinem Freund Devrient.

„Wie kommst du denn darauf?" wollte Devrient wissen.

„Ja", gab Hoffmann zurück, „ihr seid beide meistens benebelt!"

Ohne Eisenbahn können wir leben, aber nicht ohne Recht ...

Das sagt der vierzehnjährige Oberrichter Jakob auf der Insel Brixholm! Brixholm ist ein Ferienstaat der Kinder. Sie regieren und verwalten ihn selbst. Sven ist ihr jugendlicher Ministerpräsident und Kai ist Ehrengast der Insel.

Der Oberrichter von Brixholm, ein hagerer, schmalbrüstiger Junge, lag friedlich auf einer warmen Felsplatte. Er trug eine schwarze Badehose. Von seinem Gesicht sah man nichts, denn er hatte ein Handtuch darüber gedeckt.

Der Ministerpräsident räusperte sich respektvoll, worauf der Oberrichter das Tuch lupfte und sich halb aufrichtete. Er war von Natur weißblond, aber wenn man wußte, daß er der Oberrichter war, mochte man glauben, sein Haar sei von der Bürde und Würde seines hohen Amtes gebleicht.

„Hallo, Sven, was bringst du schönes? — Bitte nehmt Platz."

Sven und Kai setzten sich hin.

„Der Glockenkopf war bei dir? fragte Sven, der Ministerpräsident.

Oberrichter Jakob nickte. „Er war mit zwei Zeugen hier und hat Klage gegen Lars erhoben. Er behauptet, Lars hätte ihn ohne Grund geschlagen und ihm dabei einen Zahn ausgebrochen. Er hat mir auch den ausgeschlagenen Zahn gezeigt."

„Wann ist die Gerichtsverhandlung?"

„Morgen um zehn."

Sven seufzte. „Wieder eine Sensation für die Zeitungen! Und wenn Lars verurteilt wird, sind wir die Eisenbahn los. Lars muß die Insel verlassen und sein Vater, der uns die Eisenbahn gestiftet hat, wird sie wieder abmontieren lassen. — Rundheraus, Oberrichter: Kannst du die Klage nicht abweisen?"

Oberrichter Jakob warf Sven einen vernichtenden Blick zu. „Ich muß mich sehr wundern, lieber Sven! Ausgerechnet du mutest mir so etwas zu? Du als Regierungschef solltest doch die Inselgesetze kennen! Wer einen Inselbürger schlägt, muß vor Gericht gestellt werden. Ich denke, das ist klar."

Sven lief rot an. „In diesem Fall denke ich aber an den Nutzen des Staates."

„Das Recht steht höher als der Nutzen", sagte der Oberrichter.

„Du hörst es doch", rief Sven, „wir verlieren die Eisenbahn!" „Ohne Eisenbahn können wir leben, aber nicht ohne Recht." Sven erhob sich. „Ist das dein letztes Wort?"

„In dieser Sache, ja", sagte der Oberrichter. „Aber wann kommst du mal wieder, um eine Partie Schach mit mir zu spielen?"

„Ich spiele Schach in der Politik", sagte Sven wütend. „Wie du siehst, hab' ich nichts als Sorgen. Aber das sag' ich dir: den Lars verteidige ich vor Gericht selbst!"

„Das steht dir frei", erwiderte Oberrichter Jakob kühl. „Da wir keine Rechtsanwälte haben, darf jeder Beliebige die Verteidigung übernehmen." Und er legte sich wieder hin und deckte das Handtuch über sein Gesicht...

„Es war eine maßlose Dummheit, daß ich zu ihm gegangen bin", gab Sven zu, als er mit Kai den Rückweg angetreten hatte.

„Kannst du ihm als Ministerpräsident nicht einfach befehlen?" fragte Kai.

„Dem Oberrichter? Wo denkst du hin! In Gerichtssachen kann dem Richter kein Mensch befehlen. Es darf ihn aber auch keiner beeinflussen wollen — am wenigsten der Staat, und das hätt' ich bedenken sollen. Darum eben war es eine Dummheit, ich habe mich schrecklich blamiert."

„Um ehrlich zu sein", meinte Kai, „ich finde auch, daß Lars bestraft werden muß."

„Du siehst es als Privatmann", murmelte Sven. „Ha, schau nur, die Zeitungsleute sind schon da! Sie stürzen sich wie die Habichte auf die neue Sensation!"

Aus dem neuen Schneiderbuch „Kai erobert Brixholm" von Rolf Ulrici. DM 3.80

Sein Werk: das größte Gedicht der Menschheit

Wie ein Vulkan in der Landschaft des Geistes schleuderte Arthur Schopenhauer nach langen Perioden der Konzentration und scheinbarer Ruhe seine Gedanken in die Zeit: gewaltige Ausbrüche, die über den Fundamenten seiner Weltschau — Upanischaden, Plato und Kant — neue Gipfel der Erkenntnis auftürmten.

Und wie sein Werk, war er selbst vulkanischer Natur: lange Zeiten hindurch völlig in sich gekehrt, ganz in sein Denken eingesponnen, dem er alles unterordnete, dann plötzlich ausbrechend, rücksichtslos gegenüber den verachteten „Zweibeinern", abweisend bis zur Menschenfeindlichkeit.

Seine äußere Erscheinung: „Das alles bin ich gewesen, das alles ist fremder Stoff, aus dem höchstens der Rock gemacht gewesen ist." Seine geistige: „Wer aber bin ich denn? Der, welcher die Welt als Wille und Vorstellung geschrieben und vom großen Problem des Daseins eine Lösung gegeben, welche vielleicht die bisherigen antiquierten, jedenfalls aber die Denker der kommenden Jahrhunderte beschäftigen wird." Tolstoi nannte ihn „den genialsten aller Menschen", Wilhelm Raabe sein Werk „eins der größten Gedichte der Menschheit" und Friedrich Nietzsche „den Schopenhauerischen Menschen Ziel und Aufgabe der deutschen Kultur." In der Abkehr von der Umwelt, in letzter menschlicher Einsamkeit sammelte sich die Kraft seines Genies zu höchster Leistung. So waren Leben und Werk unauflösbar miteinander verbunden.

*

Die Schopenhauers stammten aus der Danziger Landschaft und waren von Kleinbauern rasch zu angesehenen Großkaufleuten aufgestiegen. Zwischen ihrem Landgut bei Oliva und dem Stadthaus in Danzig führten sie das glanzvoll-heitere Leben von Patriziern zur Zeit des Rokoko, als Arthur Schopenhauer am 22. Februar 1788 in Danzig geboren wurde. Doch schon fünf Jahre später verließ sein Vater vor den Preußen die Stadt, getreu dem Wappenspruch der Familie „Point bonheur sans liberté", und zog in die Emigration nach Hamburg.

Dieser frühe Verlust der Heimat war für die künftige Entwicklung Arthur Schopenhauers von tiefer Wirkung. Obwohl sein Vater auch in Hamburg ein großes Haus führte und seine Mutter Johanna bedeutende Geister wie Klopstock und Tischbein in ihren Kreis zog, obwohl er mit seinen Eltern weite Reisen nach Frankreich, England, in die Schweiz, durch Deutschland und Österreich unternehmen durfte, konnte er nie das Gefühl der Geborgenheit gewinnen, das nur die Heimat zu geben vermag. Er fühlte sich seitdem anders als die anderen, ausgestoßen, allein. Dieses Gefühl verstärkte sich noch, als ihn sein Vater zu seinem Nachfolger als Großkaufmann heranzubilden suchte. Seine Lehrzeit wurde ihm zur Marter, erfüllt vom Zwiespalt zwischen eintöniger Büroarbeit, die der allem Praktischen Abholde haßte und seinen geistigen Interessen, die ihn zur Kunst und Literatur der Romantik drängten. Erst der Tod seines Vaters und das Verständnis der Mutter, die im Besitz eines großen Vermögens nach Weimar gezogen war, erlöste ihn davon.



ARTHUR SCHOPENHAUER

▪ Zu seinem 100. Todestag am 21. September

In zwei Jahren holte Arthur Schopenhauer den Stoff des Gymnasiums in Gotha nach. Begierig sättigte er sich mit Wissen. Er las die antiken Schriftsteller im Urtext und begegnete im Hause seiner Mutter Goethe, Wieland und Zacharias Werner, dem Philosophen Reinhold, der ihn auf Kant hinwies und dem Herder-Schüler Friedrich Majer, der ihm die indische Geisteswelt der Upanischaden erschloß. Im Herbst 1809 bezog er mit einer Empfehlung Goethes die Göttinger Universität und hier begann seine Laufbahn als Philosoph.

Wohl studierte er Plato und Kant, vor allem aber besuchte er naturwissenschaftliche und geschichtliche Vorlesungen, denn er wollte sich nicht aus „fremden zusammengelesenen Meinungen ein Ganzes konstruieren", sondern aus Kenntnis der Wirklichkeit, wie sie Naturwissenschaften und Geschichte zu bieten schienen, durch eigenes Denken zu eigenen Schlüssen kommen. Schon nach zwei Jahren galt er in seinem Kreise als ein junger Philosoph, „der eine neue Lehre in sich trägt, die sehr streng ist". Er hatte sich bereits die Grundlagen seiner Weltschau erarbeitet, als ihn Wieland auf Betreiben seiner Mutter abzuraten versuchte, auf diesem Wege weiterzuschreiten: „Das Leben ist eine mißliche Sache; ich habe mir vorgesetzt, es damit hinzubringen, über dasselbe nachzudenken," antwortete er.

Noch kannte er Fichte nicht. Um sich mit ihm auseinanderzusetzen ging er nach Berlin und belegte gleich drei seiner Kollegien, um schließlich festzustellen, daß sein Denken mit dem des „Titans" so unvereinbar war wie mit Schleiermachers Religiosität. Wer wirklich philosophiert, meinte er, geht ohne Gängelband, „Gefährlich, aber frei". Wieder zog er sich ganz auf sich selbst zurück, las unendlich viel und setzte sich mit anderen Philosophen auseinander, bis sich an ihnen seine eigene Gedankenwelt weiter geklärt hatte. Und nun begann Arthur Schopenhauer zu schreiben, fanatisch, verbissen, sich allem äußeren Geschehen verschließend, erst recht, als Preußen sich zum Widerstand gegen Napoleon sammelte. Er wußte nichts, als daß er einen Auftrag erhalten, eine Sendung zu erfüllen hatte. Wohl unterstützte er den nationalen Aufbruch mit Geld. Vor dem Kriegsgeschehen aber zog er sich in das stille Rudolstadt zurück und vollendete hier 1813 seine Dissertation „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde", für die ihn Jena den Doktorgrad verlieh.

*

Der Weg zum Gipfel war frei. Er sollte von nun an gradlinig in nur fünf Jahren durchschritten werden. Die erste Station war wiederum Weimar. Goethe hatte seine „Farbenlehre" beendet, er war mit dem Ergebnis zwanzigjähriger Arbeit auf Unverständnis und mehr oder weniger verhüllte Ablehnung gestoßen. In dem jungen Schopenhauer, dem „Oppositionsgeist", sah er einen Bundesgenossen gegen seine Zeitgenossen. Zudem entsprach es weitgehend seiner Weltschau, daß Schopenhauer in seiner Dissertation gesagt hatte, der Grund des Seins sei nur der Anschauung zugänglich und verschieden vom Erkenntnisgrund, Einsicht etwas anderes als mathematische Richtigkeit. So kam es zu einer tieferen geistigen Begegnung als früher. Goethe zog den jungen Doktor zu seinen Farbenversuchen heran und regte ihn damit zu einer eigenen Farbentheorie an, die einige Jahre später unter dem Titel: „Über das Sehen und die Farben" erschien.

In anderer Beziehung sollte diese Begegnung mit Goethe noch fruchtbarer werden. Der sonst so kritische, ichbezogene und durch nichts zu befriedigende junge Denker fühlte sich von dem Genie und der menschlichen Größe des vierzig Jahre Älteren überwältigt. Vor ihm schmolz der Eispanzer von seinem Herzen. Goethes Autorität führte ihn zur Klassik und er beschloß, der zusammenbrechenden Romantik sein neues Weltbild entgegenzusetzen und damit eine Sendung von revolutionärer geistiger Bedeutung zu vollziehen, seine Sendung.

Sagte Arthur Schopenhauer einmal, daß das Genie in einer anderen Welt lebe als die für alle vorhandene, so traf dies auf ihn selbst ganz besonders zu. Er war so sehr in seiner eigenen gefangen, daß sich ein dauerndes Zusammenleben mit Mutter und Schwester als unmöglich erwies. So wandte er sich nach Dresden, das zeitweilig ein Kristallisationspunkt der Romantik war, um hier als Generalangriff auf seine Zeit sein neues Weltbild zu formulieren. Drei Jahre sammelte er dazu die Bausteine, Notizen, Einfälle auf einsamen Spaziergängen, Gedanken bei der Lektüre. Im vierten Jahr fügte er sie zusammen, fieberhaft arbeitend, und 1818 war sein Hauptwerk vollendet: „Die Welt als Wille und Vorstellung". Mit diesem Werk und nur dreißig Jahre alt, hatte Arthur Schopenhauer den Gipfel seines Schaffens erreicht: „. . . Von dem, was ich in der Welt sollte und wollte, sind 99/100 getan und gesichert; der Rest ist Nebensache." Alles, was er danach schrieb, war tatsächlich nur Ergänzung und Ausbau seiner großen Konzeption.

Indessen blieb das erhoffte Echo gänzlich aus. 1823 war das Werk bei Brockhaus in Leipzig erschienen und fünfundzwanzig Jahre später waren erst hundert Exemplare verkauft. Übersehen und vergessen. Es hatte nicht in die Zeit gepaßt. Metternichs Reaktion lag mit bleiernem Druck auf den Geistern. Schopenhauer habilitierte sich an der Universität Berlin, gab jedoch die Vorlesungen wieder auf, als sich zu wenig Hörer einfanden. Er war auch nicht darauf angewiesen, konnte reisen und arbeiten wie es ihm gefiel und brauchte sich um die Umwelt nicht zu bekümmern, die von ihm nichts wissen wollte. Als 1831 in Berlin die Cholera ausbrach, floh er nach Frankfurt am Main, wo er bis zu seinem Tode blieb. Hier entstanden, ohne Widerhall zu finden, „Über den Willen in der Natur" (1836), „Die beiden Grundprobleme der Ethik" (1840) und ein ergänzender zweiter Teil seines Hauptwerkes (1844). Er hatte sich schon mit achtunddreißig Jahren alt gefühlt. Nun war er wirklich ein alter Mann geworden.

Arthur Schopenhauer blieb dennoch, was er war. Aber die Welt um ihn begann sich zu wandeln. Erschüttert von den Revolutionen von 1830 und 1848 hatte Weltuntergangsstimmung die Geister erfaßt und damit war die Zeit für ihn reif geworden: Plötzlich wurde er verstanden, der die Welt gezeichnet hatte, wie sie war, der erklärt hatte, daß Leben nur Leiden sei, daß die Welt nicht mehr existieren würde, wäre sie nur um ein Geringes schlechter, als sie ist, daß nur Mitleid und Nächstenliebe die unermeßlichen Übel der Welt zu mindern vermöchten. Als er in sechsjähriger Arbeit noch einmal seine Gedanken in einem letzten Werk zusammengefaßt hatte und 1851 „Parerga und Paralipomena" erschienen war, gewann er damit im Sturm ein großes Publikum. Sein Ruhm überstrahlte ganz Europa, die Universitäten gestanden ein, ihn lange verkannt zu haben, sein Frankfurter Haus wurde Wallfahrtsziel seiner Jünger und Anhänger. Eine dritte Auflage des Hauptwerkes konnte bereits 1859 erscheinen. Arthur Schopenhauer verhandelte gerade mit Brockhaus über eine Gesamtausgabe, da griff unerwartet der Tod nach ihm. Er starb ohne Schmerz und Kampf am 21. September 1860, betrauert und gefeiert als Repräsentant deutschen und europäischen Geistes.

*

Und was ist der große Danziger uns? Arthur Schopenhauer hatte in seinen Werken dargelegt, daß die Welt an sich Wille ist und die Fülle der Objekte uns erscheinen, indem wir sie anschauen. Die Atomforschung bestätigte diesen Willen als Energie und so darf man sagen, daß Schopenhauers Welterkenntnis am Beginn unseres Atomzeitalters steht.

Noch bedeutsamer für uns dürfte indessen sein, wie er sich mit dieser Welt auseinandersetzte: Mehr denn je sieht die heutige Menschheit hinter glänzenden Fassaden der Macht und des Reichtums unfaßbare lebensbedrohende Gefahren aufsteigen, seit ihr die Atomkraft die Möglichkeit gab, sich selbst zu vernichten! In dieser fast ausweglos erscheinenden Lage erreicht uns über hundert Jahre hinweg Schopenhauers Wort als Wegweisung und als Mahnung, zu bedenken, daß das Leid der Welt die Quelle ist für das „bessere Bewußtsein", der inneren Sammlung, des Mitleids, der reinen Liebe und Bedingung für die Wirksamkeit des Genius, zugleich Ansporn für den Künstler, das bessere Bewußtsein sichtbar zu machen.

Schopenhauers Wort ist ein Aufruf zu dem, was uns in unserer Zeit allein noch möglich bleibt, zu einem tapferen Leben trotz des Leides der Welt: „Ein glückliches Leben ist unmöglich: das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf. Einen solchen führt der, welcher in irgendeiner Art und Angelegenheit für das allen irgendwie zugute Kommende mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei aber schlecht oder gar nicht belohnt wird."

Hans Teichmann

Wer sich eingehender mit Schopenhauers Werk beschäftigen möchte, sei auf den im Bertelsmann-Verlag erschienenen Auswahlband „Urwille und Welterlösung" (in der Schriftenreihe „Denker", bearbeitet und eingeleitet von Anton Eigner, 472 S., Ganzleinen DM 9,80) hingewiesen, der einen ausgezeichneten Überblick vermittelt.

Landbriefträger Ernst Trostmann erzählt

85

Liebe ostpreißische Landsleite!

Das is vleicht e Sommer! Gestern hadden wir geheizt, daß wir nich de Zehen anfroren, richtig eingekachelt wie zu Hause im Januar. Und draußen plimpert es aus eins, daß keinem trocknen Faden am Leib hast, wenn bloß einmal ieberm Hof gehst, wo keinem schicken kannst. Weilerweis kommt ja auch de Sonnche e bißche auße Wolken rausgekrochen, aber so mißrig, wissen Se, daß es einem direkt leid tut. Einer kann richtig sehen, wie ihr hubbern tut.

So geht das nu all wer weiß wie lang. De Emma, was meine Frau is, hat aus Verzweiflung e neiem Sport angefangen, aber nich Bodengimnastik oder Trampolin-Hoppsen, was se bei ihrem Vollfett-Kadawer neetig brauchen könnd, sondern Kreizworträtsel. Stundenlang huckt se, dem Blick nach inwändig gekehrt, und griebelt nach de Kosakenpeitsch mit sieben und dem Harnisch mit sechs Buchstaben. Dabei steckt se immer abwechselnd de Bleifeder im Mund und dem Finger inne Nas. Daß der Papagei mit drei Buchstaben, wo aus eins gebraucht wird, Ara heiß und de japanische Minz Sen, hat se all lang raus, aber ieber manchem Wort sinniert se so lang, bis das Mittag angebrannt is. Mir hält se ja fier e Happche dammlich, wo mit ihre städtische Büldung nich mitkommt, aber wenn es denn gar nich mehr weitergehen will, giebt se sich e Rucks und sagt gnädig mit e dicke Lipp von oben unter: ‚Du wirst es ja auch nich wissen, aber wie heiß de Grußform mit fimf Buchstaben? Es fängt mit S an und heert mit T auf, könnd das emmend Salat sein?"

Es war natierlich Salut, aber das wolld se mir nich glauben. Bloß das wußd ich ganz genau von meine Milletärzeit. Ganz schwierig wurd es aber mit dem krätschen Fisch, ieber dem kriegden wir uns richtig inne Woll. Denken sich bloß, der solld acht Buchstaben haben und mit P anfangen. Ich hab e Weilche simmeliert und denn wußd ich, so e Fisch giebt es nich, das muß e Druckfehler sein. Aber de Emma versteifd sich auf Pflunder. Vleicht hat se zu Haus ganz besonders vornehme Flunder gegessen, wo sich mit Pf schrieben. Meine waren man ganz gewehnliche mit F. Aber denken Se, ich konnd ihr das beibringen, daß das e falscher Irrtum sein mußd? Nuscht zu machen, se blieb bei ihre Pf, und wenn bloß aus Eigensinn. So is de Emma, ich kenn ihr ja lang genug.

Kennen gelernt hab ich ihr zuerst von hinten, indem, daß se gerad von ihre Muttche de „Sitzgelegenheit mit vier Buchstabens" bereestert kriegd, wie ich inne Stub reinkam. Das ging immer klatsch, klatsch, denn de Muttche schrieb e gute Handschrift, und damals wußd ich noch nich, daß die einmal meine Schwiegermutter werden solld, sonst hädd ich mir mitte Emma besser in acht genommen. Die war gerad vier Jahre alt und kriegd Boms, weil se am Scheeleetopp rangegangen war. Dabei hädd se sich de Backen mit Pflaumenkreid beschmiert. So kam es raus, und denn gab gleich was auße Armenkaß. Ich ging damals all e paar Jahre inne Schul...

De Emma kaut all wieder auf ihre Bleifeder rum, ich freß e Pfund griene Seif, wenn se mir nich gleich wieder was fragt: Richtig: „E Behältnis mit vier Buchstaben."

Ich hab gesagt: „Fupp! Und nu halt mal e bißche de Luft an und hille dir in Schweigen, denn ich muß mir bei meine geistliche Arbeit, wo ich gerad bei bin, stark konzertieren."

Hoffentlich is nu Ruh! — — Weil ich nu unverhofft bei de Emma angelangt bin, will ich Ihnen schnell noch e bißche von ihre Jugend erzählen. Wer weiß, wenn wieder so gut paßt. Daß se später inne Schul, wie se aufsagen mißd, beim zweiten Hauptstick stecken blieb, war noch auszuhalten. Schlecht war bloß, daß der Lehrer mir beis Vorsagen bedrickd und ich links und rechts eine gescheiert kriegd. Und de krätsche Emma lachd auch noch dadrieber! Sehn Se, so war se all immer!

Aber das Schicksal hat mir gerächt, wenn auch erst e paar Jahre später, und das kam so: Bevor daß se inne Stadt ging, wo se sich denn nachdem so vornehm belernen tat, diend se beim Bauer. Der schickd ihr einem Tag im Herbst aufs Feld Rieben ziehen. Das Unglick wolld es, daß zufällig auch unser Kreisarzt gerad unterwegens war, wo sich damals Kreisfiesikus tittelieren tat. Er war e großer Jäger, bloß er traf meistens nuscht, weil er infolge von seine Kurzsichtigkeit schlecht kicken konnd. Außerdem war seine dicke Brill auch immer beschlagen. Dem Tag wolld er nu e paar Has'chens schießen und staksd, de Flint aufem Puckel und de Brill vor e Nas, durch dem herbstlichen Gelände. Mit eins steht mang e Rieben was Braunes, wo sich bewegen tut. Er reißt de Flint vonne Schulter, zielt genau, wo es sich riehrt, und ballert los. Aber das Braune war kein Has nich gewesen, sondern de Emma ihr Kartunrock. Die stand gebickt und zodderd anne Rieben rum, und der hadd er nu hinten eins raufgedämmert.

Wissen Se, wenn einer so e Schrotladung aufe Bixen kriegd, denn heert er de Engel im Himmelche singen. So ging nu auch de Emma. Se brilld los, nahm ihr Huckmaschienche in beide Händ und hoppsd mang de Rieben rum wie e indischer Derwisch, wo dem Veitstanz hat. Das kam ihr so unverhofft, daß se vor Schreck ganz grien innes Gesicht wurd, und de Schrotkörners prickelden ihr so doll innes Sitzfleisch, daß se rein dachd, auf ihren Dups is Schitzenfest. Auf ihr Gebrill und Gehopps kam nu der Dokter angesockt, so schnell, wie ihm seine kurze, krumme Beinchens bloß tragen konnden. Noch im Rennens grabbeld er all in seine Fupp rum, weil er ihr sozusagen gewissermaßen e bißche Schmerzensgeld geben wolld. Es waren zwar bloß acht Dittchens Kleingeld, wo er zusammenkriegd, aber das war wenigstens besser als gar nuscht.

Wie er denn endlich vor ihr stand, im Jappsens und vom Rennen ganz blau angelaufen, gab er ihr das Geld und sagd: „Ist es sehr schlimm? Zeigen Sie doch mal, kleines Fräulein!"

Aber da ging de Emma hoch wie e Glumsfladen auf doppelt Hefe: Das könnd Ihnen so passen, mir noch hinten bekicken! Und denn fier die paar plätrige Plautzdittchens! Das lassen Se man unterwegens!"

Aber das Geld behield se. Sehn Se, so war se all immer! Auch mir machd se das Leben schwer, indem daß se mir klammheimlich immer „abgestandener Ernst" nennen tat. Ich war damals noch nich Waldarbeiter inne Eichwalder Forst, sondern ging auch beim Bauer helfen. Einmal, im September, waren wir beide aufes Feld Grummet käpsen. Wie wir Vesper machden und uns aufem Heihaufen e bißche verruhen taten, kroch ihr e kleines Barbuttche iebre Schirz. Da sagd ich zu ihr: „Weißt, Emma, so e Barbuttche möchd ich auch emal sein. Denn möchd ich auf deine weiche Haut rumkriechen, und du möchdest mir ganz warm anpusten und immer singen ‚Barbuttche, Barbuttche, flieg auf, flieg auf'. Das winsch ich mir all lang."

Da fing de Emma an zu lächeln und kickd ganz verklärt inne Sonn. Und es war alles wie im Traum, und es summd und brummd um uns rum — einer is noch jetz ganz weg, wenn einer so zurickdenkd! —, und da schmiß ich mir inne Brust und wolld ihr umzingeln. Aber ich hädd mir verspekuliert, rietz, haut se mir eins fiere Freß (de Handschrift hadd se vonne Mutter geerbt) und sprang auf: „Barbuttche! Dir haben se wohl als Kind zu heiß gebadet. Sieh man lieber zu, daß dir in einem Aal verwandelst, denn kann einer dir wenigstens reichern und verkaufen."

Sehn Se, so war se all immer! Wie wir denn später verheirat waren, erzähld mir ihre Mutter, daß de Emma als Kind fier ihr Leben gern Kartoffelkeilchen gegessen hat. Und einmal gab zu Mittag Keilchen, wie der Vater sich gerad e bißche zu viel hinterm Kragenknopf gekippt hadd. Nu hädd er sich ieberm Bett geschmissen und schnarchd. Da nahm de Emma, wie se eigentlich all satt war, de Schissel und stoppd sich alles im Schlung, was noch drin war. Denn sagd se ganz glicklich: „Gut, daß der Vater einem gegne Wirmer genommen hat, sonst hädden wieder de Keilchen nich gelangt."

Sehn Se, so war se all immer! — Jetz muß ich mal sehen, ob se das Kreizworträtsel raus hat. — Herzliche Heimatgrieße!

Ihr alter Ernst Trostmann,
Landbriefträger z. A.

Sammlung für Jagdmuseum abgeschlossen

Besondere Abteilung für das ostpreußische Pferd geplant

Die in allen Bundesländern — mit Ausnahme in Bayern — genehmigte Sammlung für den Wiederaufbau des ostpreußischen Jagdmuseums in Lüneburg ist Ende August abgeschlossen worden. Das Museum mit seinen unersetzlichen Kostbarkeiten war am 22. Dezember vorigen Jahres bei dem vom Lüneburger Feuerteufel Rademacher im historischen „alten Kaufhaus" gelegten Brand vernichtet worden. Wie der Leiter des Museums, Forstmeister Loeffke, am Dienstag mitteilte, wird allerdings noch einige Zeit vergehen, bevor das endgültige Sammelergebnis feststeht, da zunächst die einzelnen Landesverbände die Spendenbeträge abrechnen müssen. Unter den namhaften Beträgen, die auf das Konto des ostpreußischen Jagdmuseums eingezahlt wurden, sind u. a. eine Spende von 2500 DM der Hannoversch-Braunschweigischen Stromversorgung und ein Betrag von tausend DM als persönliche Spende des VW-Generaldirektors Professor Dr. Nordhoff. Nach den Plänen von Forstmeister Loeffke soll dem ostpreußischen Pferd in dem wiederaufgebauten Jagdmuseum eine besondere Abteilung gewidmet werden. Eine Darstellung der Geschichte des ostpreußischen Pferdes bis 1918 wird Oberstleutnant a. D. von Elern-Bandels und der nach dem ersten Weltkrieg der Turnierreiter Otto Rothe gestalten. Rothe, dessen Vater auf seinem Gut in Samonien (Ostpreußen) drei der bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin siegreichen Pferde gezüchtet hatte, stellt für das Museum bereits eine Übersicht über die Turnierleistungen ostpreußischer Pferde zusammen. Inzwischen ist Forstmeister Loeffke auch ein besonders schönes Ausstellungsstück zur Verfügung gestellt worden: Das Geweih des besten im Jahre 1931 auf freier Wildbahn erlegten Rothirsches.

„Kirchenbuchamt Ost" in Hannover wurde aufgelöst

Aus organisatorischen Gründen ist das „Kirchenbuchamt Ost" in Hannover aufgelöst worden. Die Stellen, bei denen sich Kirchenbücher aus dem Osten befinden, sind jetzt: 1. Kirchenbuchstelle der Evangelischen Kirche der Union, Berlin-Charlottenburg 2, Jebensstraße 3 (für Ostpreußen, Memel, ehemalige Militärgemeinden im Bereich der DDR); 2. Oberkonsistorialrat Gülzow, Lübeck, Moislinger Allee 97 (für Danzig und Westpreußen); 3. Landeskirchliches Archiv Hamburg, Bugenhagenstraße 21 (für Stettin und nähere Umgebung) und 4. Evangelisch-Lutherischer Stadtkirchenverband, Kirchenbuchamt, Hannover, Ubbenstraße 23 (für Lagergemeinden in Dänemark und ehemalige Militärgemeinden in der Bundesrepublik).

Der Plan, alle nach Westdeutschland geretteten Kirchenbücher aus dem Osten an einer zentralen Stelle zu sammeln, hatte sich als nicht durchführbar erwiesen. Auch konnte dem Kirchenbuchamt für den Osten nicht die Befugnis erteilt werden, Ersatzurkunden in den Fällen auszustellen, in denen die in Betracht kommenden Kirchenbücher nicht verfügbar sind. Die Erteilung solcher Ersatzurkunden muß der damit verbundenen Ermittlungen wegen den für den Wohnort der Antragsteller zuständigen Pfarrämtern vorbehalten bleiben.

125 Jahre C. Bertelsmann Verlag

Gütersloh heute ein europäisches Verlagszentrum

Den Bertelsmann Lesering kennt man heute nicht nur in jeder deutschen Stadt und selbst in den abgelegensten Dörfern, sondern in der ganzen Welt. Die Firma, die ihn vor zehn Jahren begründete — der C. Bertelsmann Verlag in Gütersloh — besteht jetzt einhundertfünfundzwanzig Jahre. In diesem Zeitraum hat das Unternehmen eine Entwicklung genommen, die in der Geschichte des deutschen Verlagsgewerbes ohne Beispiel ist.

Gegründet im Jahre 1835 von dem Buchbinder Carl Bertelsmann, 1835 trat er zunächst mit Schulbüchern, Liedersammlungen und volkstümlich-kirchlichen Erbauungsschriften an die Öffentlichkeit (unter seinen ersten Autoren befand sich seit 1837 Friedrich Rückert). Unter dem Nachfolger Heinrich Bertelsmann erweiterte der Verlag sein Programm auf Gebiete der Philologie und der Geschichte und zeigte sich auch dem Jugendschrifttum aufgeschlossen; es erschienen Friedrich Güll, Gustav Schwab und die Brüder Grimm mit ihren Werken. Das Erbe Heinrich Bertelsmanns führte 1887 sein Schwiegersohn Johannes Mohn fort; er baute die bisherigen Verlagssparten weiter aus und schuf mit der Übernahme der „Deutschen Klassiker-Ausgaben" von Friedberg und Mode Berlin einen neuen Schwerpunkt. Vierunddreißig Jahre, bis 1921, leitete er den Verlag! Nachfolger wurde sein Sohn Heinrich.

Heinrich Mohn, der vierte Inhaber des Unternehmens, war es, der die Verlagsarbeit auf das schöngeistige Schrifttum auszudehnen begann. Volkstümliche Romane in preiswerten Ausgaben, die Bertelsmann Volksausgaben, wurden bald zu einem Begriff im Buchhandel wie in der Öffentlichkeit. 1947 trat die fünfte Generation — die Söhne Sigbert, Reinhard und Gerd Mohn — an die Spitze des Unternehmens. Nach anfänglichen Schwierigkeiten setzte dann 1949, vor allem seit Gründung des Bertelsmann Leserings jene steile Entwicklung ein, die Gütersloh innerhalb von zehn Jahren zu einem der ersten Verlagszentren Europas werden ließ.

Im Vorjahr entschloß sich das Haus Bertelsmann zu einer Neugliederung: drei selbständig wirkende Verlage entstanden, deren jeder besondere Verlagsrichtungen pflegt und verfolgt — der Sigbert Mohn Verlag (Klassiker, Belletristik, Jugendbuch), das Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn (pflegt die wissenschaftlich-theologische Tradition) und der C. Bertelsmann Verlag (Fachbuch, Lexika).

Einige Zahlen zum Schluß: Der Bertelsmann Lesering zählt heute bereits 2,6 Millionen Mitglieder. Rund 5000 Mitarbeiter sind heute für das Haus Bertelsmann tätig (im Vergleich zu 400 vor dem Krieg). Seit 1945 konnten insgesamt rund 140 Millionen Bücher ausgeliefert werden. Ein Erfolg, zu dem man das Geburtstagskind aufrichtig beglückwünschen kann. —ch

Kulturelles in Kürze

7. Ostdeutsche Kulturtage

Die 7. Ostdeutschen Kulturtage werden vom 18. bis 21. November in Mainz stattfinden. Den Festvortrag wird der baltische Dichter Frank Thiess halten, daneben sind eine Reihe von Vorträgen vorgesehen.

Schopenhauer-Gedenkfeiern

Zum 100. Todestag von Arthur Schopenhauer am 21. September werden verschiedene Gedenkfeiern vorbereitet. So plant die Stadt Frankfurt am Main gemeinsam mit der Frankfurter Universität und der Schopenhauer-Gesellschaft eine Feierstunde in der Paulskirche. Im Karmeliterkloster wird eine Schopenhauer-Ausstellung stattfinden, in der Handschriften des Philosophen, Erstdrucke seiner Werke und Bilder gezeigt werden sollen.

Tagung der Kant-Gesellschaft

Erstmals seit 1934 trat die Kant-Gesellschaft wieder zu einer Hauptversammlung zusammen. In der Universität Bonn versammelten sich etwa 100 in- und ausländische Forscher und Wissenschaftler im Gedenken an den großen Königsberger Philosophen.

Verdienstkreuz für Charlotte Keyser

Zu den Ehrungen für die ostpreußische Dichterin Charlotte Keyser anläßlich ihres 70. Geburtstages, über die wir bereits berichtet haben, dürfen wir freudig ergänzen, daß ihr vom Bundespräsidenten das Steckkreuz des Bundesverdienstordens verliehen worden ist.

Hoffmanns Erzählungen in polnischer Sprache

Nachdem bereits 1959 zwei Bände der „Phantastischen Erzählungen" von E. T. A. Hoffmann in polnischer Übersetzung erschienen sind, soll diesen 1960 ein weiteres Werk des ostpreußischen Dichters folgen, und zwar „Die Serapionsbrüder". Daneben stehen weitere 35 Titel deutscher Autoren im Programm polnischer Verlage; 1959 waren es insgesamt 40.

Preußisch-Eylauer Heimatstube

Eine Heimatstube für den Kreis Preußisch-Eylau wurde im Verdener Heimatmuseum anläßlich eines Treffens der ehemaligen Bewohner dieses Kreises eingeweiht. In der Stube sollen Erinnerungsstücke ausgestellt werden. Der Landkreis Verden hatte 1954 die Patenschaft für den Kreis Preußisch-Eylau übernommen.

Johann-Wenzel-Stamitz-Preis

Für den vor einigen Monaten verkündeten Ostdeutschen Musikpreis wurde nun vom Vorstand der Künstlergilde der Name „Johann-Wenzel-Stamitz-Preis, Musikpreis der Künstlergilde" festgelegt. Er wird erstmalig für 1960 in Höhe von 4000 DM (aus Mitteln des Bundesministeriums für Vertriebene) ausgeschrieben und „für ein Lebenswerk oder für eine hervorragende Einzelleistung auf dem Gebiete der Musik an deutsche Künstler verliehen, die aus dem Osten stammen".

Ostdeutsche Künstler in Memmingen

Der Kulturverein Memmingen vermittelte die Bekanntschaft mit zehn in Süddeutschland lebenden Malern und Zeichnern, darunter dem Schlesier Wolfgang von Websky, dem Ostpreußen Tyrkowski und den Sudetendeutschen Otto Neudert und Ernst Wild.

DGB-Neuerscheinungen

Die Reihe der Kunst- und Bildbände im Auswahlprogramm der Deutschen Buch-Gemeinschaft, Darmstadt—Berlin—Wien, hat im dritten Quartal 1960 eine weitere wertvolle Bereicherung erfahren. Der Bildband „Ewiges Rom" zeigt auf 248 Seiten (106 Schwarz-Weiß-Bilder und 45 mehrfarbige Bilder) die schönsten Bauten, Kunstwerke und Ansichten des antiken, mittelalterlichen, barocken und modernen Rom. Das von Werner Schmalenbach gestaltete Werk über „Die Kunst Afrikas" (176 Seiten, 131 einfarbige und 16 mehrfarbige Abbildungen) vermittelt die erstaunliche Eindringlichkeit der Masken, Schnitzereien und Webmuster der Stämme und Völker Afrikas. Als weitere Kunst- und Bildbände seien noch genannt André Malraux's „Stimmen der Stille" — der Versuch eines großen Dichters, uns durch das „imaginäre Museum" aller großen Kunstwerke aller Zeiten und Völker zu geleiten; und weiter Francois Mathey: „Die Impressionisten".

Auch die Unterhaltungs- und Bildungsliteratur erfuhr durch etwa 30 Neuerscheinungen eine wertvolle Ergänzung, von denen hier nur einige erwähnt seien: John Steinbeck „Tal des Himmels"; Taylor Caldwell „Einst wird kommen der Tag"; Werner Bergengruen „Das Feuerzeichen"; Carl Graf v. Klinckowstroem „Die Geschichte der Technik"; „Des Knaben Wunderhorn", Achim v. Arnims und Clemens Brentanos berühmte Sammlung alter deutscher Volkslieder; die von Ernst R. Lehmann-Leander übersetzten und herausgegebenen „Meisterwerke der antiken Komödie: Menander, Aristophanes, Plautus, Terenz". —pr.—

Königsberger  Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 9 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — September 1960

Königsberg um 1848

Von einem Zeitgenossen geschildert

Erstmalig in seinem Leben besuchte Wilhelm Cornelius um 1848 die ostpreußische Hauptstadt. Da Königsberg damals noch ohne Eisenbahnverbindung war, erreichte er auf dem neuerbauten Dampfer „Schwalbe", von Elbing kommend, nach einer stürmischen Haffahrt die Pregelmündung.

In seinem Buch „Wanderungen an der Nord- und Ostsee" schildert er seine Reiseeindrücke.

Von Holstein nach Königsberg führt zur Linken des Pregels eine schöne, fast immer von Spaziergängern, Reitern und Equipagen belebte Chaussee. Ist das Leben auf dem Pregel vor Königsberg auch nicht entfernt mit dem auf der Themse und Elbe vor London und Hamburg zu vergleichen, so gewährt es doch ein höchst interessantes Bild mit so manchen Eigentümlichkeiten des bunten, lauten und rührigen Treibens einer Seestadt. Besonders originell und auffallend erscheinen dem Fremden die schwimmenden polnischen Kolonien, die zum Teil von Juden bemannt, mit ihren oft 200 Fuß langen Fahrzeugen oder Flößen, Wittianen bzw. Wittinen genannt, in großer Zahl dicht aneinandergedrängt am Ufer liegen und durch ihren Handel mit Getreide, Holz, Flachs usw. nicht wenig zur Lebendigkeit des Verkehrs beitragen. Königsberg gewährt aus der Ferne gesehen eine recht turmreiche Silhouette. Außer dem Schloß erheben sich noch sieben Türme aus der großen Häusermasse, die aber weder durch besonders edle noch großartige Formen das Auge zu fesseln vermögen.

War die Stadt durch ihre isolierte, vom Mittelpunkt Preußens und Deutschlands fast abgesperrt zu nennende Lage ohnehin schon sehr im Nachteil, so ist nun auch der einst so blühende Handel mit Polen, Kurland und den übrigen russischen Provinzen durch die Grenzsperre Rußlands völlig vernichtet. Während vor Jahrzehnten die Universität eine der blühendsten von Deutschland war, besucht von den reichsten Söhnen der Nachbarländer, die Betrieb und Geld hierher brachten, so studiert jetzt in der nach und nach mittellos gewordenen Provinz fast nur noch die einheimische Intelligenz, wobei die Zahl der Hörer oft nicht einmal 400 beträgt.

Die große, an Wissen und Talenten so reiche Stadt besitzt außer ihrer kleinen und auf schlechtem Papier erscheinenden Zeitung kein bedeutendes Journal oder Organ, das dem übrigen Deutschland von dem isolierten Leben und Treiben dieses östlichen Landstriches Nachricht geben könnte. Versuche mit Neugründungen, wie „Luftballon", „Ostseeblätter" usw. scheiterten nicht etwa an mangelndem Allgemeinsinn der Königsberger, sondern vor allem an der trostlosen materiellen Mittellosigkeit von Stadt und Provinz.

Nur wenige Straßen und Plätze der Stadt können mit der Pracht und Geräumigkeit neuerer großer Städte verglichen werden. Enge Straßen und hohe Giebelhäuser sind vorherrschend. Vom Pregelquai führt uns der Weg gleich in den verkehrsreichsten Teil der Stadt in der Nähe der Börse, wo Königsberg dem Fremden unstreitig am meisten imponiert. Über die „Grüne Brücke" ging es in den sogenannten Kneiphof, einem Stadtteil, der als Insel zwischen zwei Pregelarmen gelegen, neben manchen altertümlichen Häusern noch den Dom, die Universität, den Junkerhof und das Kneiphöfische Rathaus beherbergt. Auf unserem Rundgang gelangten wir durch den östlichen Teil des Schlosses vorbei an der Hauptwache und dem Standbild Friedrich I. in die Französische Straße und weiterhin an den Schloßteich. Was wäre Königsberg ohne seinen Schloßteich? Dieses stille grüne Gewässer, auf höchst anmutige Weise von hohen ehrwürdigen Linden und Kastanien, freundlichen Gärten, Altanen und Lauben eingeschlossen, weckt und nährt zum guten und besten Teil die zarten und poetischen Gefühle der Bewohner. Hier liegt eine kleine warme Gemütwelt in der großen kalten Region des Verstandes. Hier schwärmen die Verliebten, hier schwimmen die Schwäne, hier scheint der Mond am schönsten.

Unsere Kahnfahrt war eine der schönsten und begünstigsten. Die Nacht herrlich klar und warm wie selten. Immer mehr belebte sich der Teich; eine Gondel nach der anderen stieß vom Ufer. Plötzlich stimmte jemand ein Abendlied an, dessen Melodie von den Insassen anderer Boote übernommen wurde, gleichsam als musikalischer Abschluß der unvergeßlichen Fahrt.

Am anderen Morgen umkreisten wir Königsberg auf seinen herrlichen Wallpromenaden. Gemächlich schlenderten wir unter schönen Alleen von Linden, Quitten, Pappeln und Buchen dahin. An der Sternwarte, der Werkstätte des großen Bessel, auf dem höchsten Punkte des Walles gelegen, überraschte uns eine herrliche Aussicht. Wir überschauten von hier den belebten Pregel in allen seinen Windungen bis zum Haff.

Über den Haberberg, einer Straße mit lauter militärischen Gebäuden, gelangten wir an der Haberberger Kirche vorbei in die breiteste und stattlichste Straße der Stadt, die Vorstadt. Sie weist eine ganze Reihe schöner Häuser auf und ist sehr belebt. Vor allem stellt sie den Mittelpunkt des geschäftigen Lebens des jüdischen Bevölkerungsteiles dar, deren recht hübsche Synagoge sich gleichfalls hier befindet.

Durch das „Grüne Tor", dessen hübscher Turm uns schon längere Zeit vor Augen stand, kamen wir nun in die Kneiphöfische Langgasse. Von allen Straßen der Stadt hat sie noch am meisten ihre frühere originelle Eigentümlichkeit bewahrt. Hier sieht man durchgängig an fast allen Häusern die mit Gittern und Bildhauerarbeiten verzierten balkonartigen Vorsprünge, die sogenannten Wolmen. Im Sommer bei schönem Wetter scheinen sie förmlich als Familienzimmer zu dienen. Man trinkt hier Kaffee, nimmt die vielen gertenschlanken, gut aussehenden und elegant gekleideten jungen Königsbergerinnen in Augenschein, plaudert mit den Nachbarn und bekrittelt die Vorübergehenden. Fast glaubt man, sich in einer Straße des südlichen Italiens zu befinden.

Kein Kunstfreund versäume bei einem Besuch der Pregelstadt die Kunsthandlung von Voigt & Fernitz in der Junkerstraße zu besuchen. Sie ist eine der brillantesten Kunsthallen von Deutschland und umfaßt ein sehr sehenswertes Lager.

Schließlich sei noch des am Königsgarten gelegenen Theaters gedacht. Es ist mit seiner langgestreckten fensterlosen Front ein kurioses Gebäude, das man eher für einen Reitstall anstatt eines Musentempels halten könnte. Das Innere zeigt dagegen ein stattliches und fast prächtiges Aussehen.

Einen Teil unserer Zeit brachten wir im „Café national" am Paradeplatz oder im „Café Siegel" in der Französischen Straße zu. In beiden Lokalen fanden wir jederzeit eine angenehme wohlunterrichtete Gesellschaft, dazu zahlreiche Journale und eine aufmerksame Bewirtung.

Bearbeitet und zusammengestellt von M. Szameitat

Vor 150 Jahren in Königsberg

Wir lesen im „Königsberger Correspondent" [1]), einer Zeitung politischen und wissenschaftlichen Inhalts, erschienen im Verlage der Haberlandschen Buchdruckerey, Altstadt, Polnische Str. 32, in der Nr. 108 vom Sonnabend den 8. September 1810:

„Theater den 6ten September: Die Schachmaschiene von Beck [2]). Es ist dies ein englisches Originalstück voller Witz und Laune. Nur Schade, daß heute vom Dialog so wenig zu verstehen war. Im 1. Aufzuge gingen die ersten Szenen fast ganz verlohren. Die Verwandlungen gingen ebenfalls heute nicht gut und gaben Anlaß zum Pochen. Herr Blum als Ruf d. j. gab seine Rolle recht brav und traf so ziemlich den Libertin. Herr Unzelmann [3]) als Graf Balken war einzig in diesem Charakter. Sein Spiel war durchdacht, fein und bezeichnete demohngeachtet einen Menschen, der nebst seinem Stand und Rang nichts weiter kennt in der Welt, als das Geld. Die übrigen spielenden Personen sind bekannt und es bedarf keiner Wiederholung. Das Ganze schien heute etwas nachlässig zu gehen.

Hierauf folgte: Die Comedie aus dem Stegreif, Lustspiel [2]). Dies Lustspiel wurde besser gegeben, als das erste. Ref. gesteht aufrichtig, daß ihm Herr Unzelmann [3]) als Johann hierin nicht gefiel. Es lag in dem Spiel desselben etwas Widerliches und seine Komik reizte nicht zum Lachen. Gewandheit sowie das Schickliche in jede Rolle zu legen, versteht Herr Unzelmann vollkommen, deshalb übersieht der Kunstkenner manches, was von den Regeln derselben abweicht. -d."

Ebenfalls im „Königsberger Correspondent", in der Nr. 111 vom 15. September 1810:

„Öffentliche Bekanntmachung des Ober-Praesiedenten von Ostpreußen, Westpreußen und Lithauen.

v. Auerswald [4])
Kgl. Preuß. Geh. Staatsrath.

Namensverzeichnis der zu Geschworenenen bestimmten Bürger.

2. Herr Medizinalrath Dr. Hagen [5])
3. „ Justiz-Commissarius Dr. Tortilowius [6])
15. „ Negotiant Deetz [7])
21. „ Buchhändler Nicolovius [8])
32. „ Dr. Motherbey [9])
73. „ Reg. Rath Busolt [10])."

H. M. Mühlpfordt

---

[1]) Da mir diese Zeitung in den früheren, allerdings sehr lückenhaften Jahrgängen nicht begegnet ist, möchte ich annehmen, daß der „Correspondent" zuerst 1810 erschienen ist. Wie lange sich diese nicht bei Hartung gedruckte Zeitung hielt, vermag ich nicht zu sagen. Die letzte mir vorliegende Nummer ist vom Montag, dem 4. Februar 1811.

[2]) Beide Stücke sind heute unbekannt. Der Dichter Beck hat mit dem aus Ungarn stammenden Lyriker Karl Beck nichts zu tun. Nur der Titel des zweiten Stückes erinnert an Molieres „Stegreifstück von Versailles". Über den Rezensenten --d vermochte ich nichts zu erfahren.

[3]) Nicht der berühmte Karl Wilhelm Ferdinand Unzelmann, der von 1788 bis 1823 im Berliner Kgl. Schauspielhaus wirkte, sondern sein Sohn Karl Wolfgang, geb. 1786, gest. 1843 durch Selbstmord.

[4]) Hans Jakob v. Auerswald, geb. 25. 7. 1757 in Plauth/Westpr., gest. 3. 4. 1833 in Faulen/Westpr., Landhofmeister 1808—24 Oberpräsid. von Preußen. Berief Februar 1813 den Ostpr. Landtag ein. Kurator der Albertina, Freund von Kraus, Schwiegervater von Theodor v. Schön.

[5]) Dr. med. et phil. Carl Gottfried Hagen, Prof. d. Naturwissensch. a. d. Albertina. Medizinalrat. Apotheker (Hagensche Hofapotheke in der Junkerstraße). Begründer der wissenschaftl. Pharmazie. Einrichter des Botan. Gartens. Freund Kants. Geb. 24. 12. 1749, gest. 2. 3. 1829.

[6]) Justizcommissarius = Rechtsanwalt und Notar. Ein Vorfahr des Oberpräsidenten Adolf von Batocki.

[7]) Negotiant = Handelsherr. Martin Gottlieb Deetz war vom 10. 3. 1809 bis 31. 3. 1810 der erste Oberbürgermeister von Königsberg. Geb. 1769, gest. 1842. Sein Nachfolger wurde Aug. Wilh. Heidemann.

[8]) Matthias Friedrich Nicolovius, Sohn des Hofrathes Matthias Balthasar N., der 1758—62 in Königsbergs erster Russenzeit die Stadt sehr geschickt verwaltete. Bruder des Ministerialdirektors Georg Heinrich Ludwig N. In Riga Buchhändler geworden, kaufte er die „Kantzlerey" (das Gosslersche Palais) in der Junkerstraße, wo seine hochangesehene Buchhandlung auch blieb, als er sie, in Geldschwierigkeiten, 1818 an H. L. Voigt verkaufen mußte. Später kam sie in den Besitz der Brüder Bornträger. N. wurde dann Kassierer in der Kgl. Bank. Die ganze Familie war hochangesehen.

[9]) Dr. William Motherbey, geb. 1776, gest. 1847, Sohn von Kants Freund Robert M., einem eingewanderten schottischen Kaufmann. Er war ein höchst angesehener Königsberger Arzt, der besondere Verdienste um die Einführung der Kuhpockenimpfung hatte

[10]) Reg.- u. Schulrat G. R. W. Busolt kaufte 1796 von den Hippelschen Erben den großen Garten auf den Hufen und nannte ihn seiner Gattin zu Ehren Louisenwahl.

Königsberger Ausflugsziele

Die Schlösser Friedrichstein und Holstein

Am südlichen Pregelufer, nahe bei dem Kirchdorf Löwenhagen und zwei Meilen ostwärts von Ostreußens Hauptstadt Königsberg, lag Schloß Friedrichstein, das mit seinen 60 Zimmern und Sälen einer der ansehnlichsten Adelssitze in Ostpreußen war. Der Gouverneur von Memel, Ingenieur-Oberstleutnant von Collas, erbaute es 1709/14 für den Reichsgrafen von Dönhoff. Die Entwürfe zu dem Barockbau stammen von Jean de Bodt, dem Architekten des Berliner Zeughauses. Wie Preußens Königin Luise dieses Schloß aus mehrfachen Besuchen besonders geliebt hatte, so wurde es zu unserer Zeit ein häufiges Ziel lebensfroher Menschen. An den zerklüfteten Uferhängen eines Baches, durch urwüchsigen Wald und die geheimnisvolle Schlucht der „Hölle" führte der Weg zum Schloß, dessen Fassade immer wieder Bewunderung fand. Kehrte man in die Lindenallee zurück nach Löwenhagen, so grüßte der Turm der 1613 erbauten Dorfkirche, in deren Anbau Glieder der Familie der Reichsgrafen von Dönhoff der Ewigkeit entgegenschlummerten.

In der Gemarkung eines alten Prussendorfes Kasewalk an der Pregelmündung ließ der erste Preußenkönig sein Jagdschloß Friedrichshof erbauen. Nach seiner Ähnlichkeit mit Schloß Niederschönhausen bei Berlin soll dessen Schöpfer Arnold Nering 1693/97 auch dieses Schloß erbaut haben. Friedrich Wilhelm I. schenkte Friedrichshof dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Holstein-Beck, nach dem das Schloß dann den Namen Holstein erhielt. Sein letzter Eigentümer war der verdiente Agronom Professor Dr. Kurt Munier, der 1946 in der Heimaterde sein Grab fand.

Kanthäuschen und Kopskiekelkrug

Im prächtigen Mischwald von Moditten hatte der Weise von Königsberg, Immanuel Kant, ein kleines Gartenhäuschen. Hier, in der Waldstille hat der Philosoph oft seine Gedanken zu Papier gebracht, hier soll er 1763 seine „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" niedergeschrieben haben. Das schlichte Häuschen war bis zuletzt Wallfahrtsort für zahllose Besucher. Nur wenige von ihnen sind anschließend vorübergegangen am gastlichen Forsthaus Moditten, das unweit vom Kanthäuschen lag. Es wurde nach dem selbstbereiteten, ausgezeichneten Johannisbeerwein, den es in seiner Gaststube und an den Tischen unter schattigen Bäumen gab, der Kopskiekelkrug genannt. Denn dieser süffige Trank ging gar schnell in die Beine, ließ den allzu durstigen Zecher auf weichen Waldboden kopfüber, „kopskiekel" gehen. — Kanthäuschen und Kopskiekelkrug: wie weit liegt das doch zurück!

Dünenabend

Wehrot erglüht der Düne Grat.
Die Sonne sinkt, der Abend naht.
Und auf dem blassen Sandgespreit
mein Schatten wächst gespenstisch weit;
steht einsam, fremd im leeren Saal.
Tief unten graut das Dunkeltal.

Du Gott, der Höhn und Tiefen schuf,
der mir den heiligen Beruf,
ein Mensch zu sein, ins Herze schrieb
und dann mich in die Wüste trieb —

Ich dürstete, ich rang und litt;
du gingst versonnen schweigend mit.
So oft vergeblich fragt' ich dich —
bevor es nachtet, höre mich!

Zum Schwur hier heb ich meine Hand:
Mein Alles hab ich drangewandt,
zu tragen meines Lebens Not
als deiner Liebe gut' Gebot.

Nun sind wir beide tief allein.
Nicht länger wolle schweigend sein!
Dies wehe Wandern ohne Ruh,
sag, welchem Ziele treibt es zu? — —

Die Sonne sinkt, der Himmel schweigt.
Mein Schatten ragt, das Haupt geneigt.

Walter Scheffler

Staatl. Hufenoberschule für Mädchen Königsberg/Pr.

Am Freitag, den 14. Oktober d. J., vormittags 11 Uhr übernimmt in einem feierlichen Festakt das Städtische Neusprachliche Mädchengymnasium, die „Frau Rath Goethe-Schule" in Duisburg, Landgerichtsstraße, die Patenschaft über unsere frühere Hufenoberschule. Nachmittags 16 Uhr findet ein Treffen unserer Ehemaligen, um 20 Uhr eine Zusammenkunft mit der Patenschule in der Konzert-Aula statt Um rege Beteiligung wird gebeten. Rechtzeitige Anmeldung an: H. Schmidt, Oberschullehrerin, Soest/W., Thomästr. 25 a.

Neue Königsberger Manuskripte

Wie wir hören, sind zwei neue Arbeiten über Königsberg mit einer sehr bedeutungsvollen Thematik im Entstehen begriffen. Der letzte Direktor des Stadtarchivs Königsberg, der heute in Essen erst kürzlich in den Ruhestand getretene Studienrat Dr. Fritz Gause, arbeitet schon seit mehreren Jahren an einer umfassenden Stadtgeschichte der ostpreußischen Provinzialhauptstadt. Gause, der sich durch die wissenschaftliche Gründlichkeit seiner Arbeiten einen achtbaren Ruf erworben und auch nach 1945 mehrere wichtige Publikationen herausgebracht hat, wird seine Königsberger Stadtgeschichte bis zur Gegenwart führen. Ein Werk von mehreren hundert Seiten läßt nach 30jähriger Pause endlich eine erschöpfende Geschichte der ostpreußischen Hauptstadt erwarten. Sie wird nicht nur die bedeutungsvollen historischen und kulturellen Leistungen Königsbergs im Laufe seiner mehr als 700jährigen Vergangenheit aufzeigen, sondern auch eine bisher schmerzlich vermißte Darstellung seines Weges im 19. und 20. Jahrhundert bringen.

Der ebenfalls aus Königsberg stammende Regierungsdirektor Wilhelm Matull, heute in Düsseldorf wirkend, vollendet, wie wir erfahren, in diesen Wochen ein Manuskript „Königsbergs Arbeiterbewegung. Ihre Geschichte und Leistung". Matull hat ebenfalls in jahrelangem Bemühen noch lebende ältere Königsberger dazu angehalten, ihre Erinnerungen an die Königsberger Arbeiterbewegung aufzuzeichnen. Außerdem ist es ihm gelungen, in den Archiven von Göttingen und Amsterdam wertvolle Dokumente über die Frühzeit der Königsberger Arbeiterbewegung, aber auch über die wechselvollen Jahre zwischen 1918 und 1920, aufzufinden. Es steht zu hoffen, daß hiermit ein komplettes Material zu einer Sonderthematik vorgelegt wird, die auch andere Orte und Stellen anregen sollte, solche wichtigen Unterlagen zu erstellen.

Erst neuerdings wird bekannt, daß ein noch unerschlossenes wichtiges Quellenmaterial über Königsberg sich in Jerusalem im Archiv der „Jüdischen Historischen Gesellschaft" erhalten hat. Unter dem Archivmaterial früherer deutscher Synagogengemeinden befindet sich u. a. das aus Königsberg von den Jahren 1769 bis zur Auflösung der Gemeinde in der Hitlerzeit. Es lohnt sich also, auch in der Vertreibung über die alte Heimat zu forschen und zu schreiben, damit wichtige Dokumente erfaßt und vor allem bedeutsame Erinnerungen noch Lebender gesammelt werden, ehe sie unter Umständen unwiederbringlich verlorengehen.

Aus „Ostdeutscher Heimatbote", Bielefeld

Arthur Schopenhauer:

Tätigkeit, etwas treiben, womöglich etwas machen, wenigstens aber etwas lernen, ist zum Glück des Menschen unerläßlich. Daß man ein Werk unter seinen Händen wachsen und endlich seine Vollendung erreichen sehe, beglückt unmittelbar.

Auch für alles Leid muß man dankbar sein

Geburtstagsbrief zu Walter Schefflers Achtzigstem am 15. September

Mein lieber, guter Walter,

nachdem Du kürzlich in Düsseldorf feierlichst kulturpreisgekrönt worden bist, steht Dir schon wieder etwas bevor, was Dich, wie ich weiß, nicht weniger „beunruhigt". Du fürchtest, daß man Dich vielleicht wieder „in den Himmel erhebt" — und hast jetzt schon die Angst, plötzlich einmal unsanft auf die Erde gesetzt zu werden. Oft genug hast Du ja auch mich wissen lassen, daß ich Dein Können überschätze; denn wichtiger als Dein Kunstvermögen wäre Dein Leben.

Darüber wollen wir lieber nicht streiten. Richtig ist mindestens, daß Dein künstlerisches Schaffen sein Schwergewicht durch Dein Lebensschicksal erhalten hat. Mit 16 Jahren jählings das Gehör zu verlieren, den ersehnten Beruf, Lehrer oder Musiker zu werden, über Nacht aufgeben zu müssen, der plötzlichen Taubheit wegen, aber auch, weil es galt, nach dem frühen Tode des Vaters die Familie zu ernähren, das **ist** schon etwas, was in so jungen Jahren nicht jedem abverlangt wird. Aber Du hast bei Deinem Brot- und Notdienst nicht kapituliert. Gerade die Not in die der anstrengende Beruf des Buchbinders Dich warf, weil Dein Handwerk oft an den letzten Kräften Deines geschwächten Körpers zehrte, gerade diese körperlich-seelische Not schenkte Dir, so paradox dies scheinen mag, als Du bei der wuchtigen Buchbinderpresse einmal nahe dem Verzweifeln warst, Dein erstes Gedicht. Es war ein tief religiöses Gedicht. Das empfandest Du, hilflos, wie Du Dir eben noch vorkamst, als ein wahres Wunder, als ein Gottesgeschenk und einen Fingerzeig der Allmacht, daß es größere Kräfte und Mächte in uns und in der Welt gibt, als die Armseligen ahnen, die nur das kennen, was vor Augen ist.

Diese erschütternden Erlebnisse, von denen Du in Deinen Büchern „Walter von der Laak", „Die Lehrjahre des Walter von der Laak" und „Erde und Licht", die alle im Grunde ergreifende Lebensbeichten sind, sprachst, diese Erlebnisse hatten Deinem Leben seinen eigentlichen Sinn gegeben: diese Erdenwelt in ihrer Dunkelheit durch Dein Dichten ein wenig zu erhellen, zu durchwärmen; anfangs nur für Dich selbst; denn erst viel später begriffst Du Dein Talent als einen höheren Ruf, auch andere an Deinen Gaben teilhaben zu lassen, mitzuschaffen an der Verinnerlichung der haß- und hastgetriebenen Mitmenschen. — Ist das nicht, seit je, eines wahren Dichters eigentliche Berufung gewesen, die ihn stets neben den Priester stellte?!

„Wenn ich zurückschaue", schriebst Du einmal unserm Freunde Eduard Bischoff, „wird mir immer gewisser, daß alles, was mir geschah, sinnvolles Geschick gewesen ist." Bischoff hatte schon seinen Grund, Dich nun bereits zum dritten Male, und immer verinnerlichter, zu porträtieren, alter Freund. Dein, wie Du einmal sagtest, „elender Schädel" mit den unzähligen Furchen und Runen und Dein nach innen gekehrter Blick zeigte ihm eine Seele, die von der geistigen Überwindung alles dessen sprach, was ihr diese Erdenwelt von außenher verbauen zu wollen schien, was Dich dann aber nur ins eigene Innerste trieb, zur Quelle des Lichts und alles Schöpferischen. „Zwischen zwei Welten lebend und schwebend", schriebst Du einmal, „habe ich allen Grund, meinem Schöpfer zu danken, der offenbar auch das Leid braucht, um Mensch und Menschheit weiter voranzuführen." — Nun, das beste Beispiel dafür bist Du ja selber. Ohne Deine Nöte wärst Du vielleicht nur ein satter Bürger geworden, wie es so viele heute sind. Jetzt weißt Du, daß es um mehr als **nur** um den Selbst-Genuß im Leben geht! — Damit Du nun aber nicht gleich wieder mahnst, ich solle Dir keine goldene Krone flechten, will ich den Leuten gern auch einmal Deine „Kehrseite" zeigen, mein Lieber, obwohl sie dem zu widersprechen scheint, was ich bisher sagte. Wer wollte sich auch immer **nur** als Engel gebärden in dieser höllischen Erdenwelt? — Da finde ich also zur rechten Zeit einen Brief — ach, es ist nicht der einzige dieser Art! — der Dich sogar selber als einen kleinen Lebensgenießer zeigt. So soll auch davon ein Dokument hier stehen. Ich hoffe, daß es die Dir zuvor geflochtene Goldkrone nicht allzusehr verdunkeln wird! Ja, da berichtest Du also, wahrscheinlich mit mindestens 50 Prozent Aufschlag, wie alle Dichter:

„Oh, dies erlebt' ich immer wieder:
Ein Kuß belebt die müden Glieder
zuweilen stärker noch als Wein.
Den trink' ich dann im Mondenschein
mit mir **allein in meiner Höhle**
und stärke **damit** Blut und Seele!
Der Mond **geht unter, Sterne leuchten** —
ich tat mich bis zur Zeh befeuchten
mit diesem roten Rebensaft.
Mein Ohr gewinnt aufs neue Kraft.
Ich hör' mit rot gefülltem Magen
sogar schon was die Sterne sagen..."

Ja, aber dann sprichst Du, gleich hinterher, doch wieder Dein eigenstes Wesen aus, wenn Du die Sterne sagen läßt:

„Ihr menschlich Schreitenden,
schwankend in Lust und Pflicht,
hebt nur den weitenden
Blick zu unserem Licht!
Wie tief mag das Ahnen
in euren Seelen sein,
dringt ihr in unsere Bahnen
mit euren Lämpchen ein."

Und in demselben Briefe schreibst Du ein anderes Sternengedicht:

Über den Bäumen das Schweigen
fremder Welten fern,
die als Rätsel sich zeigen,
funkelnd Stern bei Stern.
Und wir im Banne der Mächte
zwischen Freunden und Angst...
Seele, ist es das Rechte,
was du hier suchst und verlangst?
All dieses Leben, so meinst du:
Welle, die brausend sich bäumt. —
Und dir selber erscheinst du
als Traum, den der Weltgeist träumt."

So, mein Freund, liebster Freund seit den frühen Tagen in unserer lieben Heimatstadt Königsberg, der Du in Deinem Buche „Mein Königsberg" ein unvergeßliches Denkmal gesetzt hast, nun mögen die Leute selber zusehen, wo sie dich unterbringen in ihrem literarischen Zettelkasten. Dich wird das Urteil — gleich, wie es ausfällt — nicht beunruhigen, weil es Dir, wie Du oft genug sagtest, immer nur darauf ankam, Dein Herz auszusprechen, ob jemand danach hörte oder nicht.

Ich selber aber wüßte an Deinem 80. Geburtstag keinen herzlicheren Wunsch für Dich als den: daß mehr Menschen als bisher zu Deinen Versen finden möchten, die immer schon nicht nur das Lob der Heimat sangen, die oft auch um die Dinge rangen, die man die letzten nennt.

Und nun sieh zu, daß Du „die Angst" vor Deinem „drohenden 80. Geburtstag" überwindest und diesen glücklich überstehst — und bleibe meiner Frau und mir auch weiterhin der gute Freund, der Du uns warst und bist.

Dein
Fritz Kudnig

Glück der Pechvögel / Zu Martin A. Borrmanns neuestem Romanwerk

Martin A. Borrmann, der bekannte ostpreußische Dichter und Schriftsteller, hat kurz vor seinem 65. Geburtstag die Freude gehabt, seinen von vielen sehnlichst erwarteten Roman „Trampedank" endlich gedruckt zu sehen. Borrmanns letztes Werk „Ostpreußen, Berichte und Bilder" war nach einem vorangegangenen Reisetage- und Bilderbuch über „Sunda" 1935 im Atlantis-Verlag erschienen. Wenn ein Schriftsteller eine so lange Zeit fast völlig schweigt, muß man auf den Gedanken kommen, daß er entweder nichts mehr zu sagen hat — oder daß er an einem großen Werk schafft. Daß letzteres der Fall war, wußten alle Borrmann Nahestehenden. Daher die Spannung auf das Ergebnis.

Schon als der Dichter, von Max Brod entdeckt, in den zwanziger Jahren in S. Fischers „Neue Rundschau" seine Novelle „Mirjam" veröffentlichte, im gleichen Jahrzehnt bei Rohwoldt die Erzählungen „Der Don Juan der halben Dinge", „Venus mit dem Orgelspieler" und später, in der Deutschen Verlagsanstalt, die Erzählung „Die Mißhandlung" — schon vor fast vierzig Jahren also — stand M. Borrmann in der ersten Reihe der ostpreußischen Schriftsteller.

Bereits seine ersten Veröffentlichungen wiesen den Dichter als einen ganz Eigenen aus, als einen sehr Abseitigen, dessen Art und Stil unverkennbar war und schon damals den ganzen Menschen Borrmann kennzeichnete: den weltwachen Beobachter, aber auch den versponnenen Sinnierer, den Seelenastronomen, der sich in die letzten kosmischen Tiefen der Wesen und Dinge, des Allgemein-Menschlichen hineintastete. Er sah, was und wen er gestaltete, mit den scharfen, unbeirrbaren Augen eines Mediziners und war gelegentlich auch recht skeptisch wie ein solcher dem menschlichen Getue gegenüber. Aber bei aller Skepsis wurde er nie ein kaltschnäuziger Zyniker. Im Gegenteil allen seinen Gestalten, auch Irrenden, Verwirrten und Verworfenen gegenüber offenbarte sich sein Mitfühlen, sein geheimes Mitleiden und damit zugleich seine menschliche Güte. Dieses weisheitsträchtige Begreifen und Verstehen alles Lebendigen gibt auch Trampedank, diesem sehr talentierten, höchst sensiblen jungen Schauspieler Kuno Trampedank, der vom Schicksal reichlich hin- und hergeworfen wird, seine besondere Signatur.

Er ist ein rechter Pechvogel. Das Unglück heftet sich, obwohl er so begabt und immer auch besten Willens ist, förmlich an seine Fußsohlen. Doch er übersieht es, nimmt es jedenfalls nicht zu wichtig. Und so bewältigt er mit einer schier traumwandlerischen Sicherheit auch schwierigste Lebenslagen. Darum trägt dieser Roman nicht ohne Grund den Untertitel „Das Glück der Pechvögel".

Alle seine zahlreichen, scharf profilierten Gestalten sind ungemein anschaulich. Jede trägt ihren ureigenen Sprach-Charakter: der rührend weltfremde Vater Trampedanks, der trinkfreudige Onkel Franz und seine Frau, ein zitterndes Nervenbündel, die treue Tante Kelbazar, die nach dem Tode von Trampedanks Eltern Mutterstelle an Kuno vertritt, der ebenso gemütvolle wie weltgewandte Intendant, Exzellenz, und seine Gefolgschaft: der große Herr Matthieu, Heldendarsteller und Mensch mit Herz, der redegewaltige Herr Brandt, Charakterspieler (und Theosoph) — und alle die anderen lieben oder unlieben Schauspielerkollegen Kunos; nicht zu vergessen der stiftungsfreudige und daher ordengesegnete Schokoladenfabriksmillionär und seine hochgeistige Tochter, daneben das „Bärchen", eine unglücklich-glückliche uneheliche Mutter und der Vetter und Namensvetter von Kuno Trampedank, der frech-überhebliche, von Größenwahn besessene „Auch-Schauspieler", für dessen Kind unser Romanheld sich zu sorgen verpflichtet fühlt usw. usw.

Martin Borrmann hat sein fast 700 Seiten umfassendes Werk „den sorglosen Jahrzehnten" um die Jahrhundertwende „nachdenklich zugeeignet". Daß er, die viele Jahre durch schwerste Krankheit ans Bett Gefesselte in der hastenden, hetzenden und verhetzten Teufelswelt, in der wir leben, nicht die Lust daran, nicht den Mut und die Spannkraft dafür verloren hat, scheint zu erweisen, daß auch er selbst etwas von der Art seines Helden Trampedank in sich hat: die schicksalsbejahende Sicherheit, Schwerstes nicht zu schwer zu nehmen und es dadurch zu überwinden. Das ist ohne Glauben an das Leben und seinen letzten Sinn undenkbar. Und darum ist dieser Roman, der die menschliche und landschaftliche Atmosphäre von Alt-Berlin und Ostpreußen ebenso meisterhaft hinzuzaubern versteht wie die einer kleinen süddeutschen Residenzstadt und der uns die Tragikomik alles (und seines besonderen Roman-) Geschehens durch die Brille eines bezwingend herzweisen Humors schauen läßt, letzten Endes ein frohes, beglückendes Buch, das man nicht ohne eine kleine Wehmut aus den Händen legt, wenn man sich endlich von ihm trennen muß.

Der Lettner-Verlag hat ihm ein sehr schönes Gewand gegeben. Und man muß dem Verlag besonders für den Mut danken, dieses stillinnerliche Buch in unserer fast nur noch nach Sensationen gierigen Welt herausgebracht zu haben!

Fritz Kudnig

Martin A. Borrmann: TRAMPEDANK oder Das Glück der Pechvögel. Roman. Lettner-Verlag, Berlin-Stuttgart. 638 Seiten, Ganzln. DM 19.80.

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

1420 gab Ordenshochmeister Michael Küchmeister von Sternberg der Dreistädtestadt Königsberg eine neue „Willkür". Durch sie wurde gewissermaßen der ganze Lebensablauf des damaligen Stadtbürgers von der Wiege bis zur Bahre streng überwacht. Wich er von der „Generallinie" ab, so drohten harte Strafen. Nachstehend einige markante Artikel der Königsberger „Willkür".

„Ein jeglicher Mensch soll seinen Mund so züchtigen und zähmen, daß er weder auf die Herren des Landes, noch Rat, Schöppen, Geschworene, Priester und weltliche Leute, Frauen und Jungfrauen Unziemliches rede. Wer das tuet soll nicht wissen, womit er es bessern oder verbüßen soll. Die Buße soll der Rat finden.

Wer Haus und Hof hat und es vermag, soll auch seinen Harnisch haben, bei der Stadt Buße, wenn er nicht hat.

Wer nach der letzten Glocke mit Wehren und Waffen auf der Straße getroffen wird, soll einen Vierdung an Strafe zahlen oder acht Tage im Turm liegen.

Wer gegen einen Ratmann, Schöppen, Stadtknecht, Wächter oder gegen sonst jemand in der Herrschaft oder der Stadt Geschäften, das Messer ziehet, verbüßt eine Mark und verliert das Messer.

Wird einer in der Herrschaft oder der Stadt Geschäften versehret mit Blau und Blut (Anm.: blau und blutig geschlagen), das soll der Täter verbüßen mit der Hand, zeugbare Verwundung mit dem Halse, Totschlag mit dem Rade.

Niemand soll ein Messer tragen länger als eine Elle mit dem Heft und der Klinge. Wer darüber begriffen wird, dem soll man es nehmen und soll verloren sein. Wer mit Schärpfen (Anm.: eine Waffenart) betroffen wird, dem soll man sie nehmen und soll 14 Tage Gefängnis erleiden, bei Wasser und Brot.

Jeder Wirt soll seinen Gast verwarnen, daß er seine Wehre ablege, wenn er zu ihm kommt, damit er nicht zu Schaden komme.

Kein Mann, er sei Ritter oder Knecht, soll zu einer Tydinge (Anm.: Gerichtstag) stärker oder höher reiten als selbzehende (Anm.: einzeln), und niemand einigerlei Sammlung machen (Anm.: in Haufen reiten), oder mit Armbrusten und Waffen reiten, bei Gute und Blute, und würde einer dawider tun, der soll seine Buße nicht wissen.

Wer eine Frau oder Jungfrau zur Ehe begehrt, und das nicht vollführen mag, was das Recht zusaget, der verbüßet 30 Mark.

Welcher Mann überführet wird, mehr eheliche Weiber zu haben als eines, dem soll man den Hals abhauen. Imgleichen der Frau, so mehr als einen Mann hat. (Anm.: 1 preuß. Mark = 4 Vierdung = 24 Scot = 60 Schilling = 180 Vierchen = 720 Pfennig; die preuß. Mark hatte den Zeitwert einer Kuh.).

Wer ein Erbe nimmt, das ein anderer schon Jahr und Tag besessen, und es nicht ausführen kann, soll der Stadt geben 20 Mark. Wenn er das nicht kann, soll man ihm die rechte Hand abhauen.

Kein Mann soll über 15 Schilling spielen, wer das bricht, der soll geben 36 Schilling Buße, er sei der Spieler oder Gewinner, und der Wirt, in dessen Haus gespielt, auch soviel. Wer begriffen wird mit falschen Würfeln, den soll man versäufen.

Es soll kein Bürger oder Inwohner mehr halten als einen Hund, bei der Stadt Buße. In den Kellern soll man keinen Hund halten, bei derselbigen Buße.

Welche zwei bei einem ausbrechenden Feuer zu erst einen großen Zuber Wasser zum Löschen zutragen, sollen von dem, bei dem das Feuer auskommt, einen Vierdung erhalten. Die Inwohner, welche zwölf große Zuber Wasser zutragen, sollen zur Belohung von der Stadt eine und halbe Mark erhalten. Beginnt ein Haus zu brennen, und der Wirt des Hauses rufet nicht, daß die Menschen es hören, der gibet 36 Schilling Buße.

Ein jeglicher Handwerksmann, der sein Bürgerrecht und Handwerk will gewinnen, der soll unerborgt sein Eigenes haben, ist er ein Schmid 6 Mark und darzu sein Handwerkszeug, ist er ein Schuhmacher 6 Mark, ist er ein Bäcker 6 Mark, ist er ein Kürschner 6 Mark, ist er ein Schröter (Anm.: Schneider) 4 Mark, ist er ein Kleinschmid 4 Mark.

Nach unser Herren Recht und des Rates Gebot, sollen umgehen zwei Ratmänner und zwei Ältermänner des Bäckergewerks alle 14 Tage zu besehen, welches Brot nicht kaufgebe oder zu klein ist, daß man es zerschneide und es gebe in die Ehre Gottes (Anm.: den Stadtarmen).

Niemand soll ungeworkten Bornstein (Anm.: Rohbernstein) bei sich haben über ein halb Pfund bei 10 Mark Buße, findet man ein Pfund bei ihm, bei 20 Mark, und findet man über 2 und 3 Pfund, bei 30 Mark Buße, auch darzu den Bornstein verloren.

Welcher Mann Lakengewand (Anm.: damalige Bezeichnung für Tuchstoff) in die Stadt herbringet, der soll es unter keinem anderen Namen verkaufen, als dem von der Stadt, darinnen es gemacht. Wer es anders verkauft oder zopfet (Anm.: durch Aufrauhen wertvolles Aussehen geben), oder auf andere Weise verändert, den wollen wir halten für einen Verfälscher. Die Laken wollen wir lassen verbrennen und selbiger Verfälscher soll der Stadt geben 20 Mark Buße.

Es soll niemand zwischen Ostern und St. Michael tote Fische feilhalten bis an den anderen Tag, bei der Stadt Buße des Knaks (Anm.: Pranger). Es soll kein Mann auf der Brücke Fische schneiden, es sei denn frische Fische, als frischen Stör, frischen Lachs, frischen Wels, bei Verlust der Fische, die soll man in den Pregel werfen. Darzu soll er geben 36 Schilling zur Buße.

Wer alten Hering für neuen verkaufet, den wollen wir halten für einen falschen Mann, der büßet 36 Schilling. Man soll den Hering nicht unter anderem Namen verkaufen, als woher er gebracht ist, bei 36 Schilling Buße. Wird jemand den Hering vermengen oder verlegen, der soll geben von jeglicher Tonne 36 Schilling. (Anm.: Heringe waren zu damaliger Zeit eine Fastenspeise und wurden preislich nach ihrer Qualität verkauft, wobei englische Heringe am höchsten bezahlt wurden.).

Wer Kohlen kaufet, der soll sich sie durch den geschworenen Kohlenmesser messen lassen, bei 36 Schilling Buße.

Niemand soll Asche, Teer und Pech kaufen, noch ein Faß mit Asche füllen, es sei denn besehen von dem, der dazu gesetzet ist, bei 36 Schilling Buße. (Anm.: Baumasche war im Mittelalter ein Waschmittel und wurde gehandelt.).

Es soll unmündigen Kindern und Knechten verboten sein, allerlei Getreide zu kaufen, bei der Buße des Tymnitz (Anm.: Turm, slaw. Tjurma)".

Soweit einige Proben aus der Königsberger „Willkür". Nach dem altbekannten Motto „Ein jeder sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat", wurde von vornherein jegliche Kritik an dieser Polizeiverordnung im mittelalterlichen Königsberg mundtot gemacht, denn: „Wer diese Willkür anficht, der soll zahlen 30 Mark Buße oder seine rechte Hand verlieren. Welcher Vorsprecher über die Willkür tydinget (Anm.: richtet), der soll es büßen mit seiner Zunge".

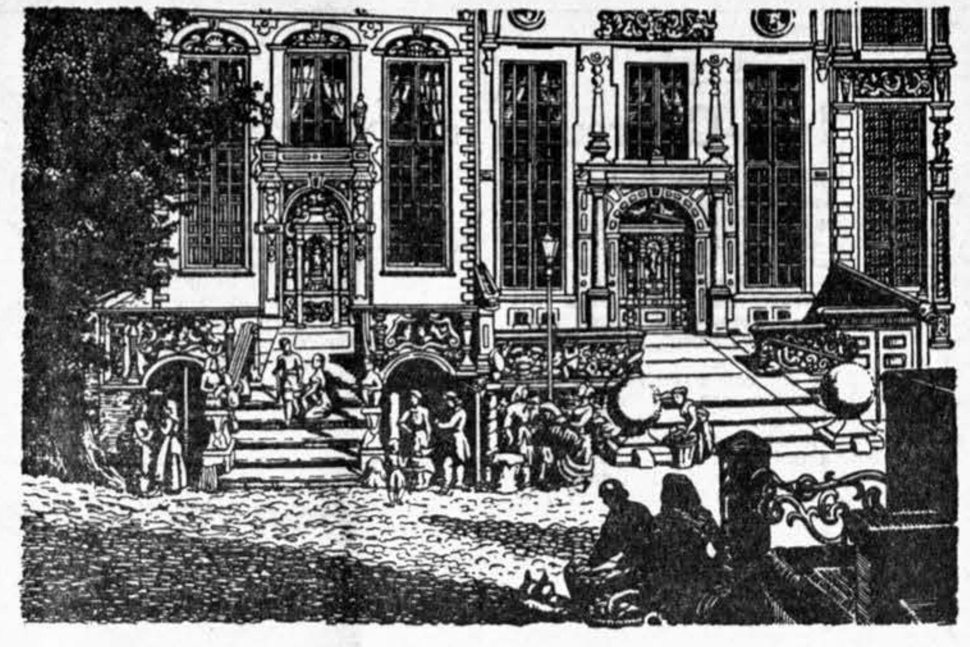
Finsterstes Mittelalter spricht aus dieser „Willkür", die Strafen sind für heutige Begriffe unmenschlich. Sicherlich sind aber solche Maßnahmen in jenen chaotischen Zeitläufen, als alles drunter und drüber ging, Räuberbanden „Struter" genannt, und ähnliches Gesindel im Ordenslande offen ihr Unwesen trieben, bitter notwendig gewesen. So klagt der Kartäusermönch Henrikus Borringer in einem Briefe:

„Auch in den Städten findet man unter Kaufleuten und Handwerkern allerlei Bosheit. Auch hier wird der Arme betrogen. Meineid, Ehebruch, Wucher sind im Lande nichts Gewöhnliches und werden nicht mehr für Sünde erachtet. Die Priester dürfen nicht mehr strafen, weil etliche von den Obersten sich selbst dieser Sünden schuldig machen. Wenn die Leute zur Andacht kommen, so werden sie gestört durch die Krämer, die ihre Waren während der Messe feilbieten. Dazu wird zu dieser Zeit in den Gasthäusern Bier ausgeschenkt. Totschlag ist leider allgemein, denn die Geldstrafe für die Tötung eines Mannes ist geringer als der Preis eines Pferdes. Aber die Herrschaft sorgt nicht für Abhilfe, da es ihr an dem Geld gelegen. Sie läßt auch die vielen Gasthäuser bestehen, in denen die Leute die Nächte hindurch trinken, woraus dann die vielen Totschläge folgen. Auch das Spiel ist allgemein, sowohl Herren wie Knechte treiben es".

Fortsetzung folgt)

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte



Beischläge in der Langgasse zu Danzig / Radierung von Johann Carl Schultz
Aus Schinkel „Reisen in Deutschland", hrgg. von Carl von Lorck, Dom Verlag, Essen.

Drei dunkle Augen

Eine aufregende Geschichte von Franz Franke

Fritz mußte dringend im Auftrage seiner Firma in eine Stadt im Posenschen fahren. Er bestieg den Zug und landete zunächst in Dirschau. Eine Stunde mußte er auf den Anschlußzug warten, und so beschloß Fritz — es war um die Mittagszeit —, den Wartesaal aufzusuchen, um eine Kleinigkeit zu essen.

Eine elegante Dame saß solo an einem der Tische und las in einer Zeitung. Obwohl Fritz genügend andere Stühle zur Verfügung standen, steuerte er zielstrebig auf den Tisch zu, an dem die einsame Dame saß, verbeugte sich höflich und fragte, ob es gestattet sei. Die elegante Dame sah kurz auf und nickte. Fritz nahm ihr gegenüber Platz.

Auf dem Tisch lag die Handtasche der Dame, ihre Handschuhe und ihre Fahrkarte. Fritz, neugierig wie er war, entzifferte das Reiseziel auf besagter Fahrkarte und war von dem Ergebnis angenehm berührt. Vorerst jedoch verhielt er sich der Dame gegenüber sehr reserviert. Er baute auf die kommenden Stunden.

Als der Zug nach N. ausgerufen wurde, schlenderte Fritz gemütlich hinter der eleganten Dame durch die Sperre, ließ sie in einem Abteil Platz nehmen und stieg dann, wie zufällig, kurz vor Abfahrt des Zuges in dieses Abteil zu. Die Dame hatte es sich bereits in der Fensterecke bequem gemacht und war wieder in ihre Zeitung vertieft. Fritz setzte sich ihr gegenüber und wartete geduldig, daß endlich die Zeitung ad acta gelegt würde. Der Zug rollt und rollte Kilometer um Kilometer, doch die Zeitung schien einfach nicht auszulesen zu sein. Schließlich bat Fritz mit vielen Entschuldigungen, ihm doch einen Teil der Ausgabe zu überlassen. Mit Erfolg, denn die Dame gab ihm nach längerer Auswahl die Seite mit den Stellenanzeigen.

Fritz verzog keine Miene, doch als er höflich das Blatt zurückgab, fragte er die Dame, ob sie auch nach N. fahre. Überrascht bejahte sie. Und dann gab es doch so etwas wie eine kleine Konversation. Wo die Dame dort zu wohnen beabsichtige? Er habe in den „Drei Mohren", einem guten Hotel, bereits ein Zimmer vorbestellt. Die Dame überlegte einen Augenblick und sagte, daß sie noch keine bestimmte Unterkunft in Aussicht genommen habe. Fritz empfahl daraufhin, doch das Hotel zu den „Drei Mohren" mit ihrer Anwesenheit zu beehren. Es habe eine vorzügliche Küche und sei äußerst seriös.

Die Dame überlegte wieder, und während dieser Überlegung lief der Zug in N. ein. Fritz wollte sich als Kavalier ihres kleinen Handkoffers bemächtigen, doch die elegante Dame ließ es nicht zu.

In knapp fünf Minuten standen beide vor dem Portier des Hotels, der Fritz höflich fragte, ob es ein Doppelzimmer sein dürfe. Die Dame wehrte entrüstet ab: „Nein, wir sind nicht verheiratet."

Der Portier schob ihnen die Meldezettel hin und flüsterte Fritz vielsagend zu, die Dame habe Nummer 14 und er selbst Nummer 12, genau gegenüber. Fritz nickte und drückte dem Herrn an der Rezeption ein saftiges Trinkgeld in die dezent bereitgehaltene Hand. Alsdann bat er die elegante Dame um die Ehre eines Wiedersehens beim Abendessen.

„Vielleicht..." meinte sie und zog sich auf ihr Zimmer zurück.

Fritz saß gegen 20 Uhr im Speisesaal. Er wartete. Etwa eine halbe Stunde später erschien die Dame, diesmal in einem verführerischen Abendkleid. Wo sie das nur her hat, dachte Fritz; denn der kleine Koffer konnte doch nur das Notwendigste enthalten haben. Die Dame nahm an Fritzens Tisch Platz, und der Ober notierte die Bestellung. Fritz ließ noch eine Extra-Flasche Beaujolais auffahren. Die Dame nippte nur ein wenig an ihrem Glas, dann entschuldigte sie sich für einen Moment. „Gewiß, gnädige Frau", pflichtete Fritz bei. Naja, sagte er sich, denn der Abend begann sehr vielversprechend.

Der Moment, den die Dame brauchte, bestand aber aus mehreren Momenten; denn als Fritz bereits eine dreiviertel Stunde gewartet hatte, war die Dame noch nicht zurück. Langsam leerte Fritz die Flasche. Dann bestellte er eine neue. Die Dame war immer noch nicht zurück. Gegen Mitternacht gab er es auf und stellte resignierend fest: „Jaja, so sind sie..." und entschloß sich, gleichfalls sein Zimmer aufzusuchen.

Als er an Nummer 14 vorbeikam, traute er seinen etwas benebelten Augen nicht: die Tür stand einen Spalt breit offen, und das Zimmer schien matt erhellt zu sein. Leise, auf den Zehenspitzen, begab sich Fritz auf sein Zimmer und ließ gleichfalls die Tür ein wenig offen. Er zog sich die Jacke aus, hängte sie über die Stuhllehne, setzte sich und lauschte angestrengt nach drüben. Doch nichts rührte sich.

Schließlich beschloß Fritz, von sich aus einen Vorstoß in das matterhellte Zimmer vis-a-vis zu unternehmen. Auf Socken schlich er über den teppichbelegten Korridor, drückte leise vorsichtig die Tür von Nummer 14 etwas weiter auf, bis er hindurchschlüpfen konnte.

Der Mond schien durch die Vorhänge und tauchte den Raum in ein magisches Licht. Fritz konnte sich im ersten Augenblick nur vage orientieren. An der Wandseite stand eine Couch, auf der eine Gestalt zu liegen schien. Das Bett, stellte er fest, war unberührt. Fritz näherte sich fast lautlos der Couch. Er war nur noch einen Schritt davon entfernt und beugte sich über die lässig hingeworfene Gestalt der eleganten Dame im Abendkleid, als er plötzlich in drei dunkle Augen sah, die ihm einen kalten Schauer über den Rücken jagten. Die Dame sah ihn drohend an, und das dritte Auge war die schwarze, runde Mündung einer Pistole, die ihm die Dame zwischen seine eigenen entsetzten Augen hielt.

„Sie sind bei mir eingedrungen", tönte die dunkle Stimme der Dame, „ich könnte Sie jetzt erschießen." Fritz konnte vor Verblüffung und Angst kein Wort aus der Kehle bringen. „Rühren Sie sich nicht", fuhr die Dame fort, „sonst knallts! Und nun geben Sie gefälligst ihr Geld her, das Sie bei sich haben!"

Fritz kam langsam zu sich. „Bedaure, Gnädigste", sagte er, „aber meine Brieftasche befindet sich drüben in meinem Zimmer, im Jackett, das über der Stuhllehne hängt."

„Macht nichts", sagte die Dame, erhob sich und deutete Fritz an, möglichst lautlos rückwärts zur Tür, über den Korridor und in sein Zimmer zu gehen. Fritz mußte gehorchen, wohl oder übel, wenn er nicht ein Stück Blei zwischen die Augen haben wollte. Sehnlichst hoffte Fritz, auf dem Gang irdendeinen dienstbaren Geist des Hauses anzutreffen, — aber vergeblich. So landete Fritz rückwärts wieder in seinem Zimmer, das er so hoffnungsvoll verlassen. Die Dame folgte ihm auf dem Fuße, die Kanone immer noch auf Fritz gerichtet. Über dem Stuhl hing lose das Jackett, in dem sich die Brieftasche mit etlichen Märkeln befand. Fritz überlegte krampfhaft, wie aus dieser fatalen Situation herauszukommen wäre.

„Na, wirds bald!" Die Dame zeigte gefährlich anzusehende Schlitzaugen. Fritz beugte sich langsam über den Stuhl und beobachtete die Dame aus dem rechten Augenwinkel; dann schnellte Fritzens Arm blitzschnell empor. Der Schlag saß und riß den Arm der Dame hoch.

In diesem Augenblick ging der Schuß los...

Fritz kam zu sich, als sein Kopf schwer auf die Tischplatte schlug. Der Ober kam eilfertig herbei und erkundigte sich, ob Fritz gerufen habe. „Haben der Herr sonst noch einen Wunsch?"

Was Fritz entschieden verneinte. Die zwei Flaschen Beaujolais hatten ihm völlig gereicht.

Der Leopard und die Gazelle

Märchen vom Kongo

Eines Tages sprach der Leopard: Ich will in den Wald gehen. Wie er ging, sah er die Gazelle. Sie lief vor ihm auf die Seite hin, wohin sich der Leopard begab, sie suchte sich ein Versteck im toten Wald. Wie sie sich darin verborgen hielt, spie sie auf den Waldboden hin.

Als der Leopard zu der Stelle kam, bemerkte er auf dem Waldboden etwas Wässriges. Er bückte sich nieder und leckte es auf, es schmeckte wie Honig.

Da machte er sich aus dem Gehölz und ging in sein Dorf zurück. Dort holte er sich eine Hacke und riß damit das Unterholz auf. Da erschien ihm die Gazelle, die darin verborgen gewesen war, in Gestalt eines jungen Mädchens. Der Leopard war sehr befriedigt und sprach: Du bist mein Weib! Komm heraus, wir wollen essen! Die Gazelle sprach: Ich werde nichts essen, denn deine Klauen sind mir zu groß. Da sprach der Leopard: Schneide mir die Klauen fort! Die Gazelle schnitt ihm die Klauen fort und der Leopard sprach: Komm essen! Die Gazelle sprach: Ich werde nichts essen, denn deine Zähne sind mir zu groß. Der Leopard sagte: Reiße mir denn die Zähne heraus. Die Gazelle riß ihm die Zähne heraus, der Leopard sagte: Nun, Weib, komm essen! Die Gazelle sagte: Ich werde nichts essen, denn deine Ohren sind mir zu lang. Der Leopard sagte: Schneide mir denn die Ohren ab. Die Gazelle schnitt ihm die Ohren ab und der Leopard sagte: Nun, Weib, komm essen! Die Gazelle sagte: Ich werde nichts essen, denn deine Augen sind mir zu groß. Der Leopard sprach: so pflücke mir meine Augen ab. Und die Gazelle pflückte ihm die Augen ab und der Leopard starb.

Da veränderte das Mädchen wieder ihre Gestalt und wurde wieder zur Gazelle und kehrte in ihr Dorf zurück.

Aus Kurt Rüdiger „Basilisk und Lilie", Märchen aus Afrika

Holger Holger — Erschreckende Ähnlichkeit

Mein Bruder und ich waren fast in allen Sommerferien bei meiner Tante zu Besuch. Die hatte auch Söhne, also unsere Vettern, die mit uns fast gleichen Alters waren. Das waren nette Spielgefährten. Mit ihnen haben wir so manches ausgeheckt.

Meine Tante wohnte in einem Dörfchen in der Elchniederung, unweit des Ortes Kreuzingen, der vor seiner Umbenennung Skaisgirren hieß. Dieses Dörfchen bestand aus zwei Teilen, die voneinander durch üppige Getreidefelder und Wiesen getrennt waren. An dem langen Sandweg, der die Dorfteile miteinander verband, hatte auch mein Onkel seine Felder und Weiden liegen. Um in den Dorfteil mit den kleinen Geschäften zu gelangen, hatten wir immer einen halbstündigen Anmarschweg. Wir gingen gerne einkaufen. Im jenseitigen Dorfteil gab es nämlich eine Molkerei, deren Geschäftsleben man stundenlang studieren konnte Dort war auch ein taubstummer Schuster, den wir zwar nicht zu ärgern wagten, über dessen unartikulierte Laute wir uns aber immer wieder wunderten. Sein Handwerk verstand er gut, das mußten wir ihm lassen. Was uns aber immer gerade in diesen Dorfteil zog, war der Trödlerladen, dem eine Gastwirtschaft angeschlossen war. Petschlies hieß der Besitzer. Das war ein Mann!

Wir bekamen ihn nur selten zu Gesicht. Möglich, daß er sich mehr in der Gaststätte aufhielt, um seine Gäste zu bedienen. Im Trödlerladen war er selten. Eines Tages aber hatten wir Gelegenheit, ihn gerade dort kennenzulernen.

Die Ladenglocke bimmelte, als wir zu dritt eintraten. Dann geschah eine Zeitlang nichts. Wir betrachteten gelangweilt die Regale, die Peitschenstöcke an der Wand, die Sensenholme und die Rauchwürste, die von der Decke herabhingen. Dann schnaufte es hinter den Regalen und schlürfenden Schrittes näherte sich eine Gestalt, die uns, ohne daß wir sie schon sahen, Respekt einflößte.

Bald tauchte hinter den Bonbongläsern ein mächtiger Kopf hervor, und eine Donnerstimme fragte nach unserem Begehren. Wir wären am liebsten wieder aus dem Laden gerannt. Ich war der älteste von uns Dreien und mußte Mut zeigen.

Viel dünner, als ich es selbst von mir erwartet hatte, kam meine Sprache heraus: „Für'n Dittchen Himbeerbonbons!" Der Riese hinter der Theke zog ein Gesicht und zeigte dabei eine Reihe quittegelber Zähne, die seinen breiten Mund nur lückenhaft füllten. Dann schnaufte er wieder, daß es uns bange wurde. Der Mann mit dem mächtigen Kopf griff über sich und riß eine Tüte von dem an der Decke hängenden Faden. In das Bonbonglas griff er mit bloßer Hand hinein. Das war vielleicht eine Hand! Ich hatte zuerst an eine optische Verzerrung gedacht, als ich sie durch das Bonbonglas sah. Die Hand aber wurde auch nicht kleiner, als er sie wieder herauszog. Und dann die Haare darauf!

Umständlich machte sich Herr Petschlies an das Schließen der Tüte. Für seine dicken Finger war das gewiß eine Präzisionsarbeit. Ehe er das papierne Behältnis so recht geschlossen hatte, nieste er kräftig... in die Tüte hinein! Die ging daraufhin wahrscheinlich von alleine zu, denn die Himbeerbonbons hatten die Eigenschaft, sofort alle Feuchtigkeit anzunehmen und aneinander zu kleben.

Die Tüte zurückweisen, das wagten wir nicht. Ich legte den Groschen auf die Theke, um nur nicht mit der behaarten Hand in Berührung zu kommen, und war — mit einem Griff die Tüte aus der Pranke des dicken Mannes reißend — schon aus dem Laden gerast. Mein Bruder und mein Vetter kamen mir atemlos nach.

Auf dem Heimweg überlegten wir angestrengt, wem wir wohl die Tüte schenken sollten. Selber essen wollten wir die beniesten Himbeerbonbons auf keinen Fall. Der Heimweg war lang, und dennoch fiel uns auf dieser langen Strecke niemand ein, dem wir die Bonbons zum Geschenk machen konnten. Wir kamen — immer noch unschlüssig — schließlich an meines Onkels Weide an. Dort stand „Hans", der Apfelschimmel, meines Onkels ganzer Stolz. Mein Vetter rief ihn mit Namen und Hans kam zum Zaun geschlendert. Willig ließ er sich kraulen. Als bei der Kraulerei ich schließlich an der Reihe war, schnupperte der Wallach an meiner Tüte, die ich immer noch krampfhaft in der Hand hielt. Da durchzuckte mich ein Gedanke...

Ich öffnete die Tüte, legte einen Himbeerbobon auf meine flache Hand und hielt sie Hans unter die Nase. Mit samtweichen Lippen nahm er mir den Bonbon ab. Dann hob Hans den Kopf und schien zu überlegen. Im nächsten Moment aber zog er die Lippen auf und zeigte sein volles Pferdegebiß. Ich hatte noch gar nicht so recht überdacht, wo ich so etwas Ähnliches schon gesehen hatte, als mein Vetter nur das Wort „Petschlies" schrie. Erschreckt ließ ich die Tüte fallen, und dann nahmen wir drei Reißaus.

Die Wahrheit kann warten

Kleine Weisheiten von Arthur Schopenhauer

Die Wahrheit kann warten: denn sie hat ein langes Leben vor sich. Das Echte und ernstlich Gemeinte geht stets langsam seinen Gang und erreicht sein Ziel; freilich fast wie durch ein Wunder; denn bei seinem Auftreten wird es in der Regel kalt, ja mit Ungunst aufgenommen.

*

Unrecht, das mir jemand zugefügt, befugt mich keineswegs, ihm Unrecht zuzufügen. Vergeltung des Bösen mit Bösem, ohne weitere Absicht, ist weder moralisch, noch sonst durch irgendeinen vernünftigen Grund zu rechtfertigen.

*

Bei jeder Verkehrtheit, die im Publiko oder in der Gesellschaft gesagt oder in der Literatur geschrieben und wohlaufgenommen, wenigstens nicht widerlegt wird, soll man nicht verzweifeln und meinen, daß es nun dabei sein Bewenden haben werde; sondern wissen und sich getrösten, daß die Sache hinterher und allmählich ruminiert, beleuchtet, bedacht, erwogen, besprochen und meistens zuletzt richtig beurteilt wird; so daß, nach einer der Schwierigkeit derselben angemessenen Frist, endlich fast alle begreifen, was der klare Kopf sogleich sah. Unterdessen freilich muß man sich gedulden.

*

Ist einer heiter, so ist es einerlei, ob er jung oder alt, gerade oder buckelig, arm oder reich sei, er ist glücklich.

*

Die Menschen sind tausendmal mehr bemüht, sich Reichtum als Geistesbildung zu erwerben, während doch ganz gewiß, was man ist, viel mehr zu unserm Glücke beiträgt, als was man hat.

Paul Fechter über sich selbst

Meine Biographie sieht aus wie die unzähliger Menschen. Ich bin geboren, habe alle Dummheiten der Jugend gemacht; ich habe geheiratet, ich habe ein Kind gekriegt; ich lief mal ein paar Jahre als Soldat verkleidet herum und war dabei eines der komischsten Mitglieder dieses wunderbaren und großartigen Vereins der Preußen. Ich habe in Dresden Zeitung gemacht und in Berlin; ich habe mit Fritz Klein erst die Deutsche Allgemeine Zeitung und dann die Deutsche Zukunft hergestellt, was sehr amüsant war.

Ich war Kunstkritiker und Theaterkritiker und habe viel dummes Zeug und manchmal vielleicht auch etwas Brauchbares geschrieben; einmal hatte ich keinen vernünftigen Roman zum Abdrucken in der DAZ und daraufhin beschloß icht zornig, mir selber einen zu schreiben. Ich habe dann diese Beschäftigung fortgesetzt und habe ebenso manchmal, wenn irgendein waghalsiger Verleger es wollte, ihm auf seinen Wunsch ein Buch über irgendein anderes Thema geschrieben.

Ich bin vielen Menschen in meinem Leben begegnet, klugen und dummen, netten und weniger netten; im Grunde ist es mir immer viel zu gut gegangen. Ich habe junge Menschen, so ich es konnte, auf den Weg ihrer Begabung gestoßen; ich habe mich zuweilen mit älteren Herren herumgeschlagen, bis ich mir auch mit ihnen ebenso Geduld angewöhnt hatte wie mit den jungen.

Ich habe unter manchen Formen staatlicher Koexistenz mein Leben verbracht, von der großen Zeit des Kaiserreiches bis zu unseren Tagen der weniger glänzenden, aber im Grunde noch viel wichtigeren Rolle, die dieses Volk — zu dem zu gehören ich die Ehre habe — heute zu spielen vom Schicksal bestimmt ist. Ja, und darüber bin ich so halbwegs erwachsen geworden: mit sechzig Jahren kriegt ja selbst die Seele eines Mannes langsam die ersten langen Hosen, und mit siebzig fängt sie an, erste bescheidene Ansprüche auf eben jenes Kennwort „erwachsen" erheben zu dürfen.

Der aus Elbing gebürtige, am 9. 1. 1958 in Berlin verstorbene Schriftsteller, Theaterkritiker und Publizist Paul Fechter wäre am 14. September dieses Jahres 80 Jahre alt geworden.

Studien zur Geschichte Preußens

Neu-Ostpreußen und Südpreußen

Durch die Teilungen Polens in den Jahren 1793 und 1795 fielen der preußischen Monarchie mit einem Schlage weite Gebiete zu, deren Ausdehnung mehr als die Hälfte des bisherigen preußischen Staatsgebietes ausmachte. Es waren dies „Neu-Ostpreußen", das sich mit den Städten Wilkowiski, Bialystok, Ostrolenka, Plock wie eine Sichel um die ostpreußische Grenze legte, und „Südpreußen" mit Warschau", Rawa, Kalisch und Posen.

Die Verwaltung der neuen Gebiete, die stark heruntergewirtschaftet waren und sich in allem und jedem, in Sprache, Religion und Lebensart von den alten preußischen Provinzen unterschieden, bedeuteten für den Staat eine sehr schwere Aufgabe, zumal es in dem damaligen Preußen keinen Überfluß, eher Mangel an Verwaltungskräften gab.

Wie diese Schwierigkeiten im großen ganzen trotz mancher Fehler und Unvollkommenheiten in den 13 und 11 Jahren gemeistert wurden, hat Ingeburg Bussenius, gestützt auf bestes und zahlreiches Quellenmaterial, in hervorragender Weise in ihrem Werk dargelegt. Im allgemeinen ist ja diese Episode unserer Ostgeschichte ziemlich in Vergessenheit geraten, desto mehr ist nunmehr ein grundlegendes, in Einzelheiten gehendes Gesamtwerk darüber zu begrüßen. In zahlreichen Kapiteln behandelt es unter anderem Besitzergreifung, Verwaltungsmaßnahmen, Verhältnis zur Bevölkerung, Justiz, Steuer-, Schul- und Forstwesen, Post- und Gesundheitseinrichtungen, landwirtschaftliche Kredite, Meliorationen, Judenfragen. — Für Ostpreußen ist es besonders interessant, daß der damalige Oberpräsident der Provinz, der Reichsfreiherr v. Schroetter, im Jahre 1795 als Staats- und Finanzminister die Verwaltung von Neu-Ostpreußen übernahm. Die Verfasserin nennt ihn, den vielseitig interessierten Schüler der Königsberger Professoren Kant und Kraus, die „geistig regsamste Persönlichkeit" unter den Provinzialministern. Auch zwei andere bekannte Ostpreußen, E. T. A. Hoffmann und Zacharias Werner, arbeiteten damals mit in der Verwaltung. In vielem wurde Neu-Ostpreußen zu einem Versuchsfeld für die Reformen nach 1806/7. Die „aufgeklärte Verwaltung" der neuen Gebiete erscheint nach dieser Veröffentlichung in einem neuen und besseren Licht, als man bisher vielfach anzunehmen geneigt war. N.

Ingeburg Bussenius: DIE PREUSSISCHE VERWALTUNG IN SÜD- UND NEUOSTPREUSSEN 1793—1803. In der Sammlung „Studien zur Geschichte Preußens". Band 6. Verlag Quelle und Meyer, Heidelberg. 340 Seiten, 1 Karte. Kart. DM 34,—.

Albrecht von Brandenburg-Ansbach

Jeder Historiker, aber vor allem auch jeder heimatgeschichtlich interessierte Ostpreuße, wird das Erscheinen dieser Lebensbeschreibung mit Freude begrüßen. Es gab zwar Werke über Leben und Wirken dieses für Ostpreußen so wichtigen Fürsten, aber sie waren veraltet, vergriffen und boten keine Gesamtdarstellung. So erschienen auch in neuerer Zeit Romane über Herzog Albrecht, aber sie waren eben keine Geschichte.

Professor Dr. Hubatsch füllt daher mit seiner sehr eingehenden und weite Überblicke gewährenden Veröffentlichung eine Lücke aus, die schon immer schmerzlich empfunden wurde. Mit dem Rüstzeug des neuzeitlichen Historikers, gestützt auf zahlreiche, genau angegebene Quellen und den zum Glück im Archivlager Göttingen erhaltenen Briefwechsel des Herzogs, läßt er vor uns das einzigartige Lebenswerk dieses Hohenzollern abrollen, der als Hochmeister und Herzog nicht weniger als 56 Jahre über das Preußenland geherrscht hat. Es war ein Leben steter Arbeit und oft verdüstert durch innenpolitische Kämpfe und Enttäuschungen. „Zeitlebens habe ich nicht im Rosengarten gesessen und mich mit der Welt martern müssen", so urteilt er selbst in seinen letzten Lebensjahren. Aber er hat doch nach den Worten des Verfassers alle Widerwärtigkeiten seiner bewegten Zeit und alle persönlichen Schicksalsschläge ehrenvoll bestanden. Er wa kein Genie, keine besonders starke, aber eine sehr lebhafte Persönlichkeit voller Ideen, charakterlich untadelig, sittlich-streng und beseelt von echter Frömmigkeit. Ihm ist es schließlich zu danken, daß Ostpreußen trotz der polnischen Lehnshoheit ein deutsches Land blieb, und seine dynastischen Beziehungen hatten — freilich von ihm damals noch nicht geahnt — weltgeschichtliche Wirkung, die 150 Jahre später gipfelte in der Begründung des Hohenzollern-Königtums in Preußen. Die Geschichte dieses denkwürdigen Lebens und die Schilderung der ganzen Zeitverhältnisse liest sich fesselnd und ist leicht verständlich gehalten. Ihre Wurzeln liegen weit zurück in Jugendeindrücken von der Heimatstadt des Verfassers. Schloß, Dom und die alte Universität haben damals schon die interessante Gestalt Albrechts vor seinem geistigen Auge erstehen lassen. Man fühlt das auch heraus aus dem ganzen Ton des Buches. N.

Prof. Dr. Walther Hubatsch: ALBRECHT VON BRANDENBURG-ANSBACH. Deutschordens-Hochmeister und Herzog in Preußen 1490—1568. In der Sammlung „Studien zur Geschichte Preußens", Band 8, Verlag Quelle und Meyer, Heidelberg. 354 Seiten mit Bildern und Karten. Kart. DM 20,—.

Haus der westpreußischen Jugend

Begegnungs-, Bildungs- und Erholungsstätte — Appell an alle Landsleute

Seit mehreren Jahren bemühte sich die westpreußische Jugend, eine eigene Begegnungs-, Bildungs- und Erholungsstätte zu finden. Es fehlt ihr ein eigenes Haus, in dem sie sich heimatlich aufgehoben weiß, das zu erschwinglichen Bedingungen auch zu den von ihr gewünschten Terminen verfügbar ist, in dem auch die benötigten Unterrichts- und Aufenthaltsmittel, wie Bücher, Anschauungsmaterial, Lichtbildgerät, Sportgeräte usw. vorhanden sind. Außerdem müßte es geographisch und verkehrstechnisch günstig liegen, besonders im Hinblick auf die jetzigen Wohngebiete unserer Landsleute.

Ein solches Heim muß ferner den Anforderungen unserer landsmannschaftlichen Jugendarbeit verwaltungsmäßig, räumlich, ausstattungsmäßig und vor allem atmosphärisch Rechnung tragen. Dann würde unsere Jugend und mit ihr unsere Landsmannschaft einen erheblichen Aufschwung nehmen.

Wie sehr uns solch ein Haus fehlt, erfahren wir jedesmal, wenn beispielsweise ein Wochenendlehrgang der westpreußischen Jugend oder eine Arbeitstagung des heimatpolitischen Ausschusses festzulegen sind. Wie nützlich solch ein Haus ist, sehen wir an der Tagungsstätte der Ostpreußen in Bad Pyrmont. Auch die Danziger Jugend verfügt neuerdings über ein eigenes Haus in Scharbeutz. Der sudetendeutschen Jugend stehen in Süddeutschland mehrere Häuser zur Verfügung.

Den Bemühungen der Führung der westpreußischen Jugend ist es nun gelungen, ein in jeder Hinsicht geeignetes Haus mit größerer Garten- und Wiesenfläche im westlichen Niedersachsen ausfindig zu machen.

„Endlich unser Haus!" Das ist eine freudige Überraschung, eine hoffnungsvolle Aussicht. Aber dieses Ziel verlangt einen großen Einsatz und strikte Bereitschaft aller unserer Landsleute. Uns fehlt es an Geld zum Ankauf, an vielen Einrichtungsgegenständen, an freiwilligen Helfern.

Wo aber ein Ziel gegeben und ein fester Wille vorhanden ist, dort muß es auch zu schaffen sein, wenn alle mithelfen! Zunächst ist ein „Verein zur Förderung der westpreußischen Jugend" gegründet worden, der alle Verhandlungen führt und Eigentümer der neuen Heimstätte der westpreußischen Jugend werden wird. Zur Gründung dieses Vereins, der die Gemeinnützigkeit besitzt, trugen insbesondere die westpreußische Jugend, die Gemeinschaft Danzig-Westpreußischer Studenten, der Frauenarbeitskreis der Landsmannschaft auf Bundesebene und die Landesgruppen Niedersachsen der DJO und unserer Landsmannschaft bei. Dieser Verein hat einen Förderkreis gebildet.

Und nun brauchen wir aller Hilfe, damit das langerstrebte Werk auch gelingt. Dazu bedarf es einer Gemeinschaftstat aller unserer Landsleute.

Der „Verein zur Förderung der Westpreußischen Jugend" gibt für Spendenbeiträge Bausteine heraus, an einzelne und an unsere Gruppen. Diese Bausteine haben gestaffelten Wert: 2,— DM, 5,— DM, 10,— DM, 20,— DM, 50,— DM und 100,— DM. Bausteine im Werte von 10,— DM und mehr gelten als Gutschrift in Höhe von 10 Prozent des Betrages. Diese Gutschrift kann bei Aufenthalt im Heim in Zahlung gegeben werden.

Bei Beträgen über 20,— DM wird auf Grund der Gemeinnützigkeit auf Wunsch eine Steuerbefreiungsbescheinigung ausgestellt. Dann kann der Bausteinbetrag von der Steuer abgesetzt werden.

Wer ist bereit, dem Förderkreis beizutreten und einen selbst festgelegten Jahresbeitrag zu zahlen? Mitgliedern des Förderkreises steht das Haus bevorzugt als Urlaubsaufenthalt zur Verfügung.

In der von der Jugend nicht in Anspruch genommenen Zeit wird das Haus Pensionsgäste aufnehmen, die in der ruhigen und landschaftlich herrlichen Lage am Deister ihren Urlaub verleben können. Dabei eignet sich das Haus besonders für die Aufnahme von Familien. Fließend Wasser ist in allen Zimmern vorhanden.

Auch unseren Berliner Landsleuten, die abseits der spannungsgeladenen, engen insularen Sphäre ruhige erholsame Urlaubstage verleben wollen oder ihre Kinder in ein Ferienlager geben möchten, wird diese Heimstätte zur Verfügung stehen.

Wir appellieren an Sie, uns Anschriften weiterer möglicher Förderer mitzuteilen. Sicherlich werden Verwandte, Bekannte, Firmen usw. auch Verständnis unserem Vorhaben entgegenbringen.

Westpreußische Kaufleute, Firmen und Handwerker bitten wir, uns verbilligte Möglichkeiten der Beschaffung der teils noch fehlenden Einrichtung wie der noch vorgesehenen Ausführung notwendiger Um- und Ausbauten zu gewähren.

Landsleute! Bitte helfen Sie alle mit an unserem Gemeinschaftswerk! Bitte schreiben Sie an den „Verein zur Förderung der Westpreußischen Jugend e. V.", Bonn, Leipziger Straße 3.

Neue Folge „Elbinger Heimatbrief"

Die neue Folge des „Elbinger Heimatbrief", die Bernhard Heister nunmehr bereits als elfte Jahresgabe erscheinen läßt, ist dem Andenken des Elbinger Schriftstellers, Literarhistorikers und Kunstkritikers Paul Fechter gewidmet, der am 14. September d. J. 80 Jahre alt geworden wäre. Eine Reihe von Kurzbeiträgen aus den verschiedenen Schaffensbereichen Fechters, der Erzählung, der Musik- und Kunstkritik — eine Genuß die kleine Auswahl aus der Pogorzelski-Komödie „Der Zauberer Gottes" — leiten das Heft ein. Über Paul Fechter schreiben: Peter Bamm, Klaus L. Graeupner, Hansjürgen Weidlich und Bernhard Heister. Aufschlußreich die Übersicht über die Veröffentlichungen Fechters. Die Faksimile-Wiedergabe einer Fechterschen Buchwidmung hat in dieser Zusammenschau seinen besonderen Reiz („Es gibt so'ne, es gibt solche — und es gibt Elbinger!"). Heimatkundliche Arbeiten über Elbing kommen hinzu, und westpreußische Autoren stellten erzählerische und Gedichtbeiträge zur Verfügung. Viele Illustrationen begleiten die Texte; von der Gattin Paul Fechters und dessen Tochter Sabine, von Charlotte und Inge Heister, von Prof. Heinrich Wolff, Ilse Potratz und Ehrenfried Viola. Auf 58 Seiten ein Elbing-Almanach, dem man viele Freunde und die ihm gebührende Aufmerksamkeit wünschen möchte. — Zu beziehen nur direkt vom Herausgeber: Bernhard Heister, Berlin-Steglitz, Kühlebornweg 17/II (gegen einen Unkostenbeitrag von DM 1,25). —ch.

Neues vom Karlsruher Boten

Zahlreich und bunt gemischt wieder die Veröffentlichungen, die uns der Karlsruher Bote in den letzten Monaten vorgelegt hat. Erstaunlich, daß ein Unternehmen wie dieses in unserer Zeit überhaupt existieren kann. Unter Verzicht auf Gewinne, besteht es allein aus der Opferfreundigkeit eines kleinen literarisch interessierten Freundeskreises und der Gemeinschaft der Mitarbeiter, in der Namen junger, noch unbekannter Talente neben solchen von gutem Klang stehen. Mit 15 bis 20 Veröffentlichungen im Jahr pflegt der Karlsruher Bote vornehmlich das Gedicht, daneben aber auch kurze Prosa, wie Märchen und Parabeln, sowie das Drama und den Aphorismus. Er hält sich dem Experiment absichtlich fern, will vielmehr ganz bewußt Entwicklungen aus den Traditionen her verfolgen.

ERWARTUNG. Eine Anthologie junger Lyrik. 68 Seiten. — 14 junge Autoren, keiner älter als dreißig, werden hier vorgestellt. Manche Stimmen, die aufhorchen lassen: Horst Wilhelm Blome zum Beispiel und Joachim Sparre, oder die 25jährige Brigitte Burbach („Komm hinaus, wir wollen die Sterne wieder an den Himmel heften ...")

HAUS DER KINDHEIT. Sammlung Lyrik und Prosa. 2 Bände je 48 Seiten. — Das Paradies der Kindheit, eingefangen durch das Wort des Dichters: in Gedichten, kurzen Erzählungen und liebevoll gezeichneten Erinnerungen.

Otto Bamberger: **LICHTER IM SCHATTEN.** Gedichte. 32 Seiten. — Gedichte voller Glaubenstiefe, weniger gekonnt als mit Überzeugung und viel gutem Willen ausgesagt.

Erik Thomson: **MANFRED KYBER** — Leben und Werk. 80 Seiten mit Kunstdruckbeilage. — Eine dankenswerte biographische Arbeit über den baltischen Dichter Manfred Kyber zu seinem 80. Geburtstag. („Nicht das Denken erlöst die Welt, sondern die Liebe.")

Magnus Weidemann: **WEGE UND ZIEL,** Gedichte **GEIST-VERWANDTSCHAFT,** Gedichte. 2 Bändchen je 34 Seiten. — Nicht viel dazu zu sagen, höchstens: kein guter Griff des Boten.

Franz Mahlke: **ANTLITZE DER SEELE.** 24 Sonette. — Mahlke versteht es, diese klassische Form mit Gedanken anzufüllen und findet, scheinbar spielend, den treffenden, oft in seiner Originalität überraschenden Reim.

Wilhelm Albrecht: **DER SCHALK IST IM LAND.** Drei Schwänke vom Till Eulenspiegel, dargestellt nach dem mittelalterlichen Volksbuch. 48 Seiten.

Kurt Rüdiger: **BASILISK UND LILIE,** Acht Märchen aus Afrika. 36 Seiten. — Ein eigener Zauber liegt über diesen Märchengebilden, sie erschließen zugleich tiefe Einblicke in Seele und Denken der Völker Afrikas.

Die meisten Veröffentlichungen des Karlsruher Boten sind mit zahlreichen farbigen Linol- und Holzschnitten von Fritz Möser, Doris Hummel und Jürgen Dost versehen. Zu beziehen nur direkt vom Karlsruher Boten, Karlsruhe, Gartenstraße 15. (Einzelpreise zwischen DM 2,— und 3,—, Jahresabonnement DM 30,— für 15 bis 20 Neuerscheinungen, darunter 4 bis 5 Anthologien). ejk